

GESCHICHTEN AUS GHANA

KERSTIN SAILER

2003



TEIL EINS

9. Juli 2002

Vieles ist in Ghana anders als in Deutschland. Diese Geschichten erzählen vom Leben in Ghana, von den großen und den vielen kleinen Dingen des Lebens, von Abstrusitäten und Kuriositäten, die hier gang und gäbe sind, aber durch die Augen einer Weißen, einer "Obroni" sieht die Welt eben manchmal anders aus, vor allem als mensch denkt.

Mensch fällt auf in Ghana als Weiße, auch wenn das nicht automatisch negativ sein muss. Und dennoch verschwindet mittlerweile das Kriterium "Hautfarbe" sehr oft in meinem Hirn, weil ich ja nur Schwarze sehe, was ich als normal empfinde und oft nicht daran denke, dass ich anders aussehe.

Ins Gedächtnis gerufen wird das dann hauptsächlich in zwei Fällen: wenn dir kleine Kinder "Obroni, Obroni, how are you?!?" hinterherrufen, wenn sie deine Haut berühren wollen (wahrscheinlich um zu testen, ob die wohl echt ist...) und im anderen Fall, wenn mensch ein Taxi braucht. (aber Taxifahrer sind wohl überall auf der Welt Betrüger...).

Und ich brauche zweimal am Tag ein Taxi, morgens wenn ich vom Uni-Campus in die Stadt zur Arbeit fahre, und abends auf dem Rückweg. Mensch möchte fast meinen, jede Taxifahrt, eine Geschichte, aber irgend-

wann wiederholen sich sicherlich auch die möglichen Begebenheiten, aber wer weiß, solange bin ich ja auch noch nicht hier.

Vom Campus in die Stadt zu fahren, ist eine vergleichsweise einfache Übung, zumindest unter der Woche und frühmorgens. Da wollen so viele StudentInnen in die Stadt, dass es ein leichtes ist, einfach zuzusteigen, die Taxis werden sowieso meist vollgeladen mit bis zu 6 Personen und dann zahlt jeder nur 1.000 Cedis, (7.700 Cedis = 1 Euro), daraus werden dann höchstens mal Geschichten, wie die, dass mich ein anderer Student auf die Taxifahrt eingeladen hat, weil ich ihm ein deutschsprachiges Dokument schnell übersetzt hab (und er nach Deutschland gehen wollte, und es wahrscheinlich einfach toll fand, mit ner Deutschen zu schnacken...) oder die (wird schon etwas spektakulärer...), dass ich als letzte in einem Taxi übriggeblieben war, alle anderen schon abgesetzt und wir waren nach meinem Ortsgefühl auch schon fast bei meinem Architekturbüro. Ich wollte aber Nummer sicher gehen, weil es erst mein zweiter Tag war und hab dem Fahrer gesagt, er solle mich in der Prempeh II. Street absetzen, ich dachte das würde die Sache vereinfachen. Weit gefehlt – Taxifahrer kennen hier keine Straßennamen. Anstatt aber zu sagen, "sorry, weiß nicht, wo das ist", nickte er nur und fuhr weiter, immer weiter und immer weiter. Bis mir klar war, dass wir uns wieder vom Stadtzentrum entfernen, war es bereits zu spät. Der Fahrer fragte mehrmals nach dem Weg (irgendwelche Leute auf der Strasse, andere Taxifahrer...), ich wiederholte wieder und wieder den Straßennamen und fragte auch zunehmend genervt und mit einem Hauch Verzweiflung, wohin er mich eigentlich brächte. Schließlich, nach einer halben Stunde Rumgegurke, mehreren Wendungen und Irrungen blieb er triumphierend ste-

hend, deutete zum Fenster raus und meinte: "Prempeh College".

Wir waren irgendwo am Arsch der Welt. Ich protestierte wild, schimpfte, dass ich zu spät zur Arbeit kommen würde (wobei das wahrscheinlich auch für Ghanaer schwer verständlich sein wird, wie mensch nach einer halben Stunde schon verspätet sein könnte, aber das nur am Rande), der Arme fuhr mich also zurück in die Stadtmitte, ungefähr dahin, wo die Rundfahrt zuvor begonnen hatte, und bedankte sich auch noch ganz höflich für die 1000 Cedis.

Abends wieder auf den Campus zurück braucht mensch ein wenig mehr Glück und Geschick. Am liebsten würden die Fahrer eine nämlich einfach so mitnehmen, niemanden sonst einsteigen lassen und das Vielfache dessen verlangen, was sonst zu bezahlen wäre. Meine erste Fahrt zurück wurde nämlich genau das, wobei es mir durch gutes Verhandeln noch gelang den Preis auf 5.000 zu drücken, aber ich saß ja auch allein im Taxi und wusste aber auch gar nicht, was mensch denn so tun muss, damit auch andere zusteigen.

Die zweite Fahrt ließ mich Bekanntschaft mit einem ehemaligen Hafenarbeiter aus Bremerhaven machen, der mir behilflich war bei der Taxisuche. Es regnete aus Kübeln, und der erste Taxifahrer, wohl meine missliche Lage erkennend, wollte 20.000 Cedis haben. Jener fuhr also wieder unverrichteterdinge und ohne Obroni im Auto, ich fuhr nicht, weiterhin im Regen stehend. Der Hafenarbeiter, der vor einem Laden saß, erkundigte sich nach meinem Problem, lachte herzlich bei dem Preis und fragte, wie viel ich denn zu zahlen bereit wäre. Wir haben kurz geschnackt, er hat seine Deutschkenntnisse zum Besten gegeben und ich saß wenig später für 5.000 in einem Taxi.

Mittlerweile hab ich gelernt, dass mensch nur an der richtigen Straßenecke warten muss, denn da halten dann auch die Taxifahrer, die sich das Auto vollladen und alle billig transportieren.

Muss mensch auch erst mal wissen.

Wie so vieles andere auch, Ghana ist ein Land für Menschen mit hellseherischen Begabungen oder Erfahrungen. Ersteres habe ich wenig, letzteres beginne ich erst zu Sammeln.

Beispielsweise beim Erwerb von Speisen auf der Strasse muss mensch ungefähr wissen, was das so kosten könnte. Mensch bestellt nämlich nicht etwa eine bestimmte Menge von etwas, sondern bestimmt den Preis. Also ich hätte jetzt gerne Bohnen und frittierte Kochbananen an einer Garküche an der Strasse. (kann ich übrigens empfehlen...) Das Ergebnis ist, dass erstmal alle Umstehenden zu kichern anfangen, weil die Verkäuferin natürlich kein Wort verstanden hat von meinem Englisch, sondern für gewöhnlich Bestellungen in Twi entgegennimmt, einer der Dutzenden von lokalen Landessprachen in Ghana (mehr zu Twi mal an anderer Stelle). Irgendjemand beginnt nun für mich zu übersetzen: "Wie viel willst du denn?", "Ooooch", sage ich, "also so eine Portion halt", "Wie viel denn", werde ich weitergefragt. "Wieviel ist denn eine normale Portion?", "Ich weiss ja nicht, wie viel du isst", "Welche Größen (also welche Preise) gibt es denn?", "Alles, was du willst", diese Unterhaltung könnte noch ewig so weitergehen, weil es einfach keine gemeinsame Kommunikationsbasis gibt. Schließlich habe ich mich darauf eingelassen, entweder immer genauso viel zu nehmen, wie meine Übersetzer, oder ich nehme die kleinstmögliche Portion, Ghanaer können nämlich Unmengen an Essen vertil-

gen, das glaubt mir niemand.

Das Spielchen beginnt nun jedes Mal, wenn ich etwas Neues kaufe, von vorne, weil mir das Verständnis fehlt, wie viel das wohl in etwa kosten könnte und Preise auch extrem unterschiedlich sind. 5 kleine und herrlich schmeckende Bananen (keine so europäisch, generändert, groß gezüchteten) kosten 1000, ein Apfel dagegen 2000, gekochte Erdnüsse sind für 300 (ne Handvoll) zu kriegen und so weiter. Mensch stelle sich mal vor, ich würde von Äpfelpreisen ausgehend Erdnüsse kaufen wollen und hinterher mit mehreren Kilo davon dastehen...

Essen ist überhaupt eine spannende Angelegenheit. Ich vermeide die europäischen Touri-Örtlichkeiten wo es geht (ja, es gibt davon im Zentrum von Kumasi, Adum genannt in der Tat einige, wenn auch nicht viele, da potenziert sich das Verhältnis der Weißen zu den Schwarzen auf einmal, und bezahlt wird zu Obroni-Preisen, versteht sich von selbst).

Vegetarische Ernährung ist schwierig und wenn ich Eier und Fisch vermeiden wollte, könnte ich nicht mehr so richtig viel Essen zu mir nehmen, von trockenem Brot und Früchten und Nüssen mal abgesehen.

Aber Fisch ist hier reichhaltig und lecker zu kriegen, weshalb ich das meist bevorzuge, auch chinesisches Essen ist hier ganz gut zu haben, zumindest in Restaurants, aber die Garküchen auf der Strasse sind immer noch das schnellste, billigste und authentischste.

Platains (Kochbananen), Yam (eine Wurzel, Kartoffelähnlich im Geschmack), Kenkey (gesäuerte Maisbällchen) und nicht zuletzt das ghanaische Nationalgericht Fufu hab ich schon in diversen Variationen durch-

probiert und war bisher immer gut beraten. Bisher macht auch meine Verdauung das alles mit, Leitungswasser eingeschlossen.

Fufu klingt nicht nur spannend, das ist es auch. Mensch stelle sich einen Kloß vor, etwa in der Konsistenz wie ein Kartoffelkloß oder festes Kartoffelpüree, aber zäher. Gemacht wird Fufu aus Maniokbrei, wer sich darunter keinen Geschmack vorstellen kann, macht nichts, konnte ich vorher auch nicht, der Eigengeschmack ist aber auch gar nicht so intensiv. Das wichtigste ist die Suppe, in der Fufu liegt. Sie ist scharf, heiß und fettig, oft mit gestampften Erdnüssen, oder auch klar, aber meist doch rot oder braun und trüb, ziemlich wahrscheinlich stundenlang mit irgendwelchem Getier gekocht. Dazu gibt es Fisch oder Fleisch jeglicher Art. Und gegessen wird das alles – mensch glaubt es kaum – mit der Hand.

Na, schon mal jemand Suppe mit den Fingern gegessen?!? Aber ist alles halb so wild, selbst ich mache mich mittlerweile ganz ordentlich dabei, und als Obroni könnte mensch natürlich auch nen Löffel kriegen, aber eigentlich ist das originäre Fufu-Erlebnis handgegessen. Wenn danach nicht die Lippen prickeln vor Schärfe, wäre es für einen Ghanaer nicht gut (oder wie mein Reiseführer einwirft, höchstens für Alte, Kranke und Gebrechliche). An Fufu könnte ich mich echt gewöhnen.

An was ich mich eigentlich gar nicht gewöhnen möchte, aber wohl oder übel muss, ist das Geld hier. Cedis sind leider komplett wertlos. Früher war der Umtauschkurs wohl mal 1:1 mit dem englischen Pfund, aber das

scheint Ewigkeiten her. Mittlerweile ist der Kurs bei 1:8.000 (bei US Dollar) und es ist nicht ratsam, viel auf einmal umzutauschen. Zum einen, weil der Cedi im Kurs beständig sinkt und das mitunter viel Geld ausmachen kann im Laufe von mehreren Monaten, zum anderen, weil mensch nur ungern mit Geldkoffern rumlaufen möchte. Der höchste, existierende Cedi-Schein ist die 5.000-Note. Egal welche Menge welcher westlichen Währung mensch umtauschen möchte, die Stapel werden immer mindestens zentimeter-hoch. Wenigstens gibt es nur sehr selten Probleme mit dem Wechselgeld und kürzlich kam im Radio die Meldung, dass die Bank of Ghana 10.000 und 20.000 Noten einführen wird, aber das wird sicherlich dauern, zumal sie davon gesprochen haben, dass das von einer langen Kampagne begleitet werden soll, in der die Menschen über das neue Geld und deren Gültigkeit informiert werden sollen. Ist bestimmt auch nötig wegen des Analphabetismus.

TEIL ZWEI

16. Juli 2002

Ich bin in Kumasi auf dem Universitäts-Campus untergebracht. Der Campus selbst ist riesig groß und weitläufig und liegt am östlichen Stadtrand von Kumasi, etwa 10 Kilometer vom Zentrum entfernt. Er beherbergt nicht nur die Fakultäten und Hörsäle, die Bücherei, ein kleines Einkaufszentrum und so weiter, sondern auch dutzende von Wohnheimen, dezente und charmante Beton-Plattenbauten, die einzigen mehr als 4-stöckigen Gebäude, die ich bisher in Kumasi orten konnte. Fast alle der 10.000 StudentInnen der „Kwame Nkrumah University of Science and Technology“ (KNUST) wohnen auf dem Campus. Also Wohnheimplätze für 10.000 Menschen....

Ich residiere in der Africa Hall, ein Frauen-Wohnheim, dritter Stock, rechter Flügel des Gebäudes, in einem Dreibettzimmer, das derzeit von drei ghanaischen StudentInnen und mir bewohnt wird. Um mir Platz zu machen, schlafen also nun vorübergehend zwei von ihnen in einem Bett. Mitte Juli, wenn die Examenzeit und damit das Semester vorbei ist werden die meisten den Campus verlassen und ihre Semesterferien sonst wo verbringen und dann werde ich wohl aus den derzeit doch sehr beengten Verhältnissen in eine andere Unterkunft ziehen. Ob das wirklich passieren wird, steht zunehmend in den Sternen, je mehr Zeit vergeht, desto unwahrscheinlicher wird der Umzug, weil sich schon

so manche Ankündigung in Luftblasen verwandelt, wenn es denn mal soweit wäre, aber abwarten!

Vielleicht hat dann das Teilen der Klo- und Baderäume (2 Klos, 3 Duschen) mit geschätzten 60 Studentinnen ein Ende, vielleicht hat dann auch die allnächtliche Unruhe ein Ende, vielleicht hat dann auch der ewige Platzmangel ein Ende (10 qm zu viert ist nicht wirklich viel!) und vielleicht hat dann auch das Schlafen mit Licht ein Ende. Warum alle Ghanaer, die ich bisher näher kennen gelernt habe, unbedingt mit angeknipstem Licht schlafen müssen, ist mir schleierhaft geblieben, noch dazu hängt in unserem Zimmer eine grelle Halogenröhre wohlgermerkt, nicht irgendein nettes dimmbares oder mattes Licht.

Selbst wenn ich nicht morgens um 7 Uhr aufstehen müsste für die Arbeit, wäre es ein Ding der Unmöglichkeit auszuschlafen, dieser Luxus wird stets durch irgendetwas vereitelt. Während man abends noch sehr idyllisch mit Grillengezirpe einschlafen kann, ist früh morgens gleichzeitig mit dem fröhlichem Kikeriki (wo auch immer diese Hühner herkommen mögen, ständig habe ich hier Gegacker und Gekrähe im Ohr in der Früh) Schluss mit Ruhe, also so zwischen 5 und 6 Uhr (je nach Hahn...). Als ob das ein Signal wäre, erwacht der ganze Laden und ist erfüllt mit Leben, mit Verkäuferinnen von Brot und Eiern, die in Twi ihre Waren anpreisen (weshalb ich noch nie etwas dort gekauft habe, weil ich sonst bei jedem Laut vor die Tür gucken müsste, was es wohl diesmal sein könnte), kleine Jungs rennen durch die Laubengänge, „small boy“ rufend, um sich und ihre Dienste als Botengänger, Tellerwäscher oder sonstiges anzukündigen. Beantwortet werden diese Rufe stets von Studentinnen, die ihre Zimmernummern rufen, damit die small boys oder Verkäuferinnen dann dorthin kommen. Oder frau überprüft durch Rufen der

Zimmernummer, ob diejenigen, die mensch sprechen möchte, beispielsweise im gegenüberliegenden Trakt zu Hause sind, bevor mensch rüberläuft.

Während ich es meist geschafft habe, die Hähne und die Gesprächsfetzen in Twi zu ignorieren, weil es einfach so fremdartig klingt für meine westlichen und städtischen Ohren, ist es spätestens mit den „small boys“ und den „two zero one“, „three nine“ usw.-Rufen vorbei mit der Ruhe.

Letzten Samstag fing um kurz nach 5 Uhr jemand lautstark und leidenschaftlich auf dem Vorplatz der „africa hall“ zu predigen an, von Sünden und dem Fegefeuer, dem Weg zu Gott und dem christlichen Leben. Kurz nach ihm kam eine singende, trommelnde und befehle-gröhlende Gruppe von Kadetten auf ihrem Weg zu einem Ausdauermarsch vorbei, die ihre Mitglieder (beider Geschlechter) aus den jeweiligen Wohnheimen aus dem Bett trommelten, ein wenig auf dem Platz rumhüpften und (sich zu) Hampelmänner(n) und Hampelfrauen machten, um dann geschlossen weiter zu ziehen. Dass danach das komplette Wohnheim wach gewesen sein musste und ebenso aus dem Bett gepredigt und getrommelt, scheint hier niemand absonderlich zu finden.

Sonntags dagegen beginnt der Ruf zur Kirche um kurz nach 6. Ein Gospelchor sang sich schon mal warm und kündigte damit den Gottesdienst von 7:00 – 10:00 Uhr an, das alles in einer Lautstärke, die selbst in den Zimmern noch ein normales Gespräch locker übertönt hätte (fairerweise muss mensch dazu sagen, dass kaum ein Gebäude geschlossene oder schalldichte Fenster hat; stattdessen sind alle Fenster aus klimatischen Gründen mit schrägstehenden Glas-Lamellen gebaut, die natürlich auch jedes Geräusch durchdringen lassen).

Langer Schlaf ist hier einfach nicht vorgesehen. Und ich leide ein bisschen. Dagegen ist ja sogar die Christuskirche am Hannoveraner Klagesmarkt, die 1.-Mai-Feierlichkeiten, die eine oder andere Demo am Klagesmarkt oder das Samstagsmarkt-Geschrei, all das, was sonst so meine morgendliche Geräuschkulisse am Wochenende formt, echt harmlos.

Mittlerweile sind die zweiwöchigen Examenszeiten vorbei und mir wurde erzählt, dass faktisch alle StudentInnen den Campus verlassen würden über die Semesterferien. Ob sich mein lärmiges, aber doch charmantes Wohnheim voller Leben dann in eine Geisterstadt verwandeln wird, bleibt abzuwarten.

Ähnlich schwer wie die Gewöhnung an das Wohnheim fällt es mir, mich an die lokale Sprache zu gewöhnen, es ist alleine schon ein kleines Kunststück, wenn mir der Name der Sprache hier fehlerfrei und leicht über die Lippen kommt, so einfach ist das nicht. Twi hört sich an wie eine Mischung aus „Dsch“ und dem tschechischen „toi“ (wobei das r gerollt und gleichzeitig geschert werden muss). Als noch schwieriger erweist es sich, einzelne Worte oder Ausdrücke aufzuschnappen und zu lernen, diese Vokale, nasal, guttural, wie-auch-immer-al existieren einfach nicht in meinem Hirn und mein Verstand weigert sich beharrlich deren Existenz anzuerkennen oder sie nachzuahmen. Vielleicht wäre es am einfachsten, mal beim Fufu-Essen sprechen zu üben, für meine Ohren klingt Twi sehr schwammig, eben so als hätte mensch Essen im Mund...

Immerhin weiß ich, dass wenn immer das Wort „obroni“ fällt, die Leute mit großer Wahrscheinlichkeit über mich sprechen, weil ja nicht so viele Weiße unterwegs sind. Ich kann danke sagen („medasi“), was vor allem die

Marktfrauen und die Verkäuferinnen der Garküchen am Straßenrand immer sehr erfreut und ich übe mich gerade darin, endlich zu verstehen was „wie geht es dir?“ heißt. Es klingt so ähnlich wie „antesain“ oder „onteseyn“ oder so, aber die Antwort kann ich schon: „eye“ heißt „gut, alles klar“, das hilft aber wenig, wenn mensch die Frage nicht versteht. Alles in allem sehr mühsam, aber das Lächeln der Ghanaer, wenn mensch mal was in Twi gesagt hat (und sie mich verstanden haben...), macht alle Mühen locker wett. Und langsam zeichnen sich auch erste Spracherfolge ab. Wichtig ist zum Beispiel „dabi“ (nein) oder „ko“ (geh weg), wenn mensch mal wieder nervigen und aufdringlichen Verkäufern von irgendwelchem Tand ausgesetzt ist, die sich beharrlich weigern, ein höfliches, englisches „No, thank you“ zu akzeptieren. „Min pewusem“ (ich mag das nicht) könnte auch helfen, allerdings ist da ein wenig Übung erforderlich, weil das Gegenteil, also „ich mag es“ „mi pewusem“ heißt und diesen marginalen Unterschied sollte mensch dann schon korrekt und eindeutig aussprechen, wenn es die gewünschte Wirkung zeigen soll. Ebenfalls hilfreich ist der Ausdruck „min worry o bibini“ (ich heirate keinen Schwarzen) oder vielleicht „min pewu“ (ich liebe dich nicht), um die vielen Heiratsanträge abzuwehren, die einer hier so begegnen, wobei Ghanaer beim Versuch sich in Twi auszudrücken oft in Verzückung geraten und dann erst recht heiraten wollen. Aber ich werde dem sicher widerstehen können.

Religion ist in Ghana ein ganz ernstes Thema, so viele tief und innig gläubige Menschen, wie hier habe ich noch nie irgendwo erlebt. Gerade auch bei den jungen Leuten ist Religion ein wichtiges Element des täglichen Lebens. 85 % der Ghanaer sind Christen, die restlichen

15 % sind Moslems (vor allem im Norden des Landes) und Menschen, die Ahnenkult und Naturreligionen anhängen. Und viele sind beinahe fundamentalistisch, was Religion und Religiösität angeht.

Das beginnt ganz trivial beim obligatorischen Gebet vor jeder Mahlzeit (dadurch verrät mensch sich und seine lockere, sakuläre Einstellung zur Welt als erstes, durch das fehlende „Innehalten“ und Gott für Speisen danken...), das geht weiter mit Kirchenmusik und christlichen Liedern, die hier sehr populär sind und hört bei den „i love Jesus“-Aufklebern, den im Wohnheim überall hängenden Bibelzitataten und Bildern mit christlichen Motiven noch längst nicht auf. Manche Trucker haben hier ihre Lastwagen mit Bibelzitataten und frommen Wünschen verziert statt mit obszönen oder billigen Anmach-Sprüchen. Die einzigen Buchläden, die ich hier bisher in Kumasi aufsuchen konnte, verkaufen außer Schul- und Lehrbüchern jeder Art meist nur Bibeln, christliche Lebenshilfen und Interpretationen des Wort Gottes. Vielleicht auch mal nen Kitsch- oder Schundroman.

Leider hab ich es verpasst, mich in Accra mit genug Literatur einzudecken, in der Annahme, dass es ja auch in der zweitgrößten Stadt des Landes Literatur geben müsste, zumal ich ja gerne was von ghanaischen AutorInnen lesen würde. Aber mir scheint, dass dem nicht so ist. Lesen als anspruchsvolle Unterhaltung ist wohl wieder so ein westliches Bedürfnis. Oder die vielen vernünftigen Buchläden haben sich bisher nur versteckt..., und ich finde sie irgendwann. Hoffnung ist Opium fürs Volk!

Dass es Menschen geben könnte, denen der Glaube und die Religion nicht so wichtig sind, ist in Ghana unfassbar. Eine kroatische IAESTE-Praktikantin hat

den Fehler gemacht, allen bei der obligatorischen Frage nach ihrer Religion zu sagen, sie sei Atheistin und würde an gar nichts glauben. Das löst hier mittlere bis schwere gesellschaftliche Erdbeben aus. Unverständiges Kopfschütteln und die Aufforderung mensch müsse doch aber glauben und zu Gott zurückfinden, sind eher noch die harmloseren Reaktionen. Eine andere deutsche Praktikantin wird seit ihrer Ankunft vor 8 Wochen bisher jeden Sonntag in den drei- bis vierstündigen Gottesdienst genötigt, ihre Gastfamilie würde es nicht zulassen, dass unter deren Dach jemand schläft, der oder die nicht in die Kirche geht.

Und auf der anderen Seite sind hier die Gottesdienste auch in keiner Weise mit denen in Deutschland zu vergleichen und das nicht nur wegen ihrer langen Dauer. Der Gottesdienst am letzten Sonntag in meinem Wohnheim hätte vom akustischen Eindruck her (ich habe es absolut nicht geschafft, mich aus dem Bett zu schälen um diese Uhrzeit, habe also lediglich gelauscht, miterleben will ich das aber schon noch einmal) auch genauso gut ein Popkonzert sein können. Da wurde geklatscht, gesungen und gelacht, da wurde „hallelujah, hallulujah“ gerufen und skandiert, da gab es Sprechchöre „hal-le-lu-jah“, „hal-le-lu-jah“, da wurde jubiliert und gefeiert. Und vielleicht macht es das unter anderem so attraktiv für die Menschen hier. Sie scheinen jedenfalls alle sehr erfüllt und glücklich mit ihrem Glauben und ihrem „way of life“.

Während hier also genau überlegt werden sollte, mit wem mensch so vertraulich wird und über Glauben oder Nichtglauben ernsthaft diskutieren möchte (und die Konsequenzen aushalten und ertragen kann...), während genauso sorgfältig abgewägt werden muss, wem

mensch erzählt, dass mensch mit Mitte Zwanzig weder verheiratet noch verlobt ist und auch noch keine konkreten Kinderpläne hat (ja, ja, da ist manche Rechtfertigung und Erklärung vonnöten), währenddessen ist auch Vorsicht mit allzu „freizügigen“ Themen angesagt. Mensch könnte über ein Tabu stolpern, ohne zu wissen, wie schlimm das wirklich ist. So wie mir das passiert ist. Und das ist nicht allzu nachahmenswert, wenn mensch dieses Thema jemals wieder loswerden will.

Ich war gerade erst einige Tage in Ghana angekommen, hatte mich ganz gut akklimatisiert und war voller Neugier alles über dieses Land herauszufinden, wie die Menschen diskutieren, wie sie argumentieren, wie sie denken, was sie sagen, wie sie ticken. Ich war zudem in einer netten Umgebung, bei Freunden privat zuhause, alles junge, aufgeschlossene, politisch interessierte und diskussionsfreudige Leute.

Zu einem der Fernsehmoderatoren wurde mir erzählt, dass er wohl nicht mehr lange im Programm sei, weil gemunkelt würde, dass er schwul sei (der Betroffene hatte das nicht abgestritten) und das wäre ja absolut inakzeptabel, vor allem da er eine Kindersendung moderieren würde. Und da türmte sich auch schon das Fettöpfchen riesig groß vor mir auf, aber ich war wohl noch zu sehr im westlichen Lebensrhythmus gefangen, als dass ich die Signale hätte richtig deuten und die Ghanaer richtig einschätzen können.

Ganz unbefangen argumentierte ich also, dass doch jeder Mensch selbst entscheiden können sollte, wen er oder sie lieben möchte und dass es ja wohl ein Übel ist, deswegen Leute zu feuern, ob nun Wahrheit in diesem Gerücht über den armen Moderator steckt oder nicht. Damit gehörten die nächsten zwei bis drei Stunden Diskussion absolut mir, meine Freunde konnten

gar nicht wieder aufhören, sich darüber in vielfältiger Weise zu ereifern, wie abartig, wie unnormale und unnatürlich, wie widersinnig und eklig das doch wäre, wenn ein Mann einen anderen Mann, iiiihhhh, nicht auszu-denken. (Frauen/Lesben kamen in ihren Gedanken interessanterweise kaum vor, vielleicht weil sie selbst alle männlich waren...).

Die Diskussion kulminierte schließlich in Argumentationsketten wie der, dass Schwule sich an der weiblichen „Normalbevölkerung“ versündigen würden, weil sie sich der normalen, gottgewollten und reproduzierfähigen Partnerschaft entziehen würden, also sozusagen nicht zur Verfügung für eine Partnerwahl ständen.

Zwei Tage später, ich residierte immer noch bei meinen Freunden in Accra und suchte die Diskussion über Schwule, die immer wieder aufflammen wollte, zu meiden, als im Fernsehprogramm von Ghana TV eine Nachrichtensendung von „Deutsche Welle TV“ ausgestrahlt wurde, mit einem langen Beitrag über Gay-Pride-Paraden in ganz Europa. Da staunten meine ghanaischen Freunde aber Bauklötze über Tausende und Millionen von Menschen auf den Strassen, die ihre Andersartigkeit offen und freudig zelebrierten. Die gleiche Verwunderung rief die Geschichte der Wahl von Wowereit zum regierenden Bürgermeister von Berlin hervor, die ich dann noch zum Besten gab. Es wollte niemand glauben, wie man(n) mit dem Statement „ich bin schwul und das ist gut so“ Wahlen gewinnen könne (oder zumindest wie es möglich sei, dass man die Wahlen damit nicht sofort verloren hätte...).

Inzwischen entscheide ich situationsabhängig und personenbezogen, welche Diskussionen ich führen und vor allem mir zumuten möchte und wann ich welche Mei-

nung für mich behalte, nicht ohne ein leichtes Grinsen auf den Lippen, wie groß doch die Unterschiede zwischen Deutschland und Ghana manchmal sein können.

TEIL DREI

27. Juli 2002

Ich weile nunmehr seit über einem Monat in Ghana und je länger ich hier bin, desto mehr verändert sich meine Sichtweise auf die Dinge.

Ich beginne, die Lebensrealität um mich herum als Norm wahrzunehmen, als Maßstab für mein Denken und Handeln, als Messlatte dafür, was mich noch zum Staunen oder Schmunzeln bringt, was mich aufregt oder mich besonders freut; Gewöhnung stellt sich ein.

Da ist der Verkäufer am Zeitungsstand, der mich schon kennt und mir den 'Daily Graphic' schoninhält, bevor ich meinen Wunsch aussprechen kann. Da ist meine Lieblings-Garküchen-Mami, eine gemütliche und unglaublich dicke Frau, bei der ich meist mein Mittagessen kaufe und die kürzlich Eva, eine andere deutsche Praktikantin gefragt hat, wo ich denn wäre, als wir nacheinander Mittagspause gemacht haben.

Die alltäglichen Taxifahrten in die Stadt und zurück sind zur Routine geworden, da ist nichts Aufregendes oder gar Spannendes zu berichten, es ist einfach morgens hin und abends zurück – zumindest so lange es nicht zu regnen beginnt, dann ändern sich nämlich schlagartig die Spielregeln und vor allem die Taxifahrer drehen durch. Aber das einander Mal.

Die Aufregung Fufu oder Kenkey zu essen ist abgekühlt. Ich habe mich an die eiweißreiche, gemüsearche,

fettige und höllisch scharfe Kost gewöhnt, die mit Unmengen an Reis oder sonstigen stärkehaltigen Beilagen (Yam, Fufu, Kenkey, Banku...) serviert wird.

Und selbst Twi beginne ich langsam in Brocken zu verstehen. Letztes Wochenende konnte ich schon fast eine kurze Unterhaltung bestreiten, als ich in einem Restaurant von einer Angestellten mit 'akwaaba' begrüßt wurde (Willkommen), mich höflich bedankte ('medasi'), die Frage nach meinem Wohlbefinden ('etesin?') mit einem souveränen 'eye' (gut) beantwortete. Den folgenden Redeschwall in Twi konnte ich leider nur mit einem etwas hilflosen 'min twu asi' ('ich verstehe es nicht') parieren, aber immerhin. Ghanaische Freunde erklärten mir hinterher, dass ich diese Frau sehr beeindruckt haben muss und sie meinte, ich wäre keine Obronni, weil ich schließlich ihre Sprache spräche. Na, wenn das keine Auszeichnung ist...!

Zunehmend stehe ich Ghana nicht mehr distanziert, analysierend, beobachtend, mit Stirnrunzeln und überaschtem Gesichtsausdruck gegenüber. Stattdessen tauche ich langsam gleitend in diese Kultur, diese Lebensweise ein. Ich nehme Dinge gleichgültig oder als normal hin, die in meinen ersten Tagen hier größte Verwunderung ausgelöst hätten, ich merke, dass ich selbst Teil des Alltags hier geworden bin.

Ich ringe um meine Wahrnehmung und Interpretation der Dinge. Mein analytischer und rationaler Verstand lässt sich von der Wirklichkeit hier ein wenig einlullen und meine kleine Welt mischt sich zu einem zähen, undurchsichtigen Brei aus ghanaischer Lebensrealität und deutscher Perspektive, die ich manchmal nicht mehr richtig scharf voneinander trennen kann.

Wie anders aber doch Ghana für westliche Augen und westlichen geprägten Verstand ist, fällt mir schlagartig dann wieder auf, wenn ich Nachrichten aus Deutschland höre, sei es über die Medien oder in privater Korrespondenz mit Freunden und Freundinnen. Dann fällt es mir wie Schuppen von den Augen und ich kann erkennen, wo ich bin und wer ich bin: eine Deutsche in Ghana, eine Europäerin in Afrika, eine Gemäßigtes-Klima-Gewohnte in den Tropen, eine Studentin in einem Austauschprogramm.

Wie anders, wie fremdartig, wie absonderlich und wie kurios Ghana eigentlich sein kann (und oft auch ist...), wenn es durch Obroni-Augen gesehen wird, veranschaulicht meine kleine Sammlung von Kuriositäten.

*** Die Verwendung von Seife und Spülmittel**

Sowohl benutztes Geschirr, als auch dreckige Wäsche wird in Ghana mit Seife gewaschen, Kernseife oder auf ghanaisch 'key soap' (eine bekannte und beliebte Marke). In meinem Büro liegt also stets ein Stück Seife zum Abspülen von Tellern und Tassen bereit. Spülmaschinen und selbst Waschmaschinen sind hier weitgehend unüblich.

Üblich dagegen ist es, sich im Restaurant nach dem Essen mit den Fingern die Hände zu waschen, eine Schüssel mit frischem Wasser ist griffbereit und – man möchte es kaum glauben – Spülmittel. Nicht etwa für die Teller, sondern zum Händewaschen, obwohl eindeutig auf der Packung in englischer Beschriftung die Anzahl der Teller angepriesen wird, die man damit säubern könnte, nicht etwa die Anzahl von suppenbefleckten Händen.

*** Verpackungen von Essen**

Auf der Strasse gekaufte Essen wird meist in irgendeiner Form verpackt, man kann ja Erdnüsse oder Fisch und Reis oder Kenkey und Soße schlecht mit bloßen Händen mitnehmen. Verpackungen in Ghana sind sehr kreativ, interessant und manchmal auch ungläubiges-Kopfschütteln-hervorrufend.

Nicht einmal Wasser wird wie im Rest der Welt verkauft, nämlich in Flaschen, sondern in Plastikbeuteln zu 500 ml. Also man kann schon Wasserflaschen kaufen in den Supermärkten und Kiosken, aber zu Obroni-Preisen. Die Wasserbeutel dagegen gibt es entweder gefiltert und professionell eingeschweißt für 200 Cedis (umgerechnet zweieinhalb Cent, also beinahe geschenkt), oder in dünneren Folien selbst abgefülltes Leitungswasser für nur 100 Cedis. Die Flaschen kosten für dieselbe Menge ein Vielfaches.

Zur Folge hat das zunächst, dass man ständig an irgendwelchen Plastikbeuteln lutscht und versucht ihnen ihren Inhalt zu entlocken, ohne alles zu verschütten und sich selbst von oben bis unten nass zu machen. Zum anderen sieht man überall in ganz Ghana leere, ausgelutschte Plastikbeutel rumliegen. In Kumasi hat deshalb die 'Ice-Water-Sellers-Association' der Stadt fast 100 knallrote Holzmülleimer geschenkt mit der Aufschrift 'donated by icewater-sellers', die nun den erzeugten Müll wieder einsammeln sollen, mit mäßigem Erfolg, aber immerhin schon mal ein Versuch des Umweltschutzes in einem Land, in dem man auch Batterien einfach so in die Landschaft wirft.

Erdnüsse werden meist in kleine Papierfetzen gehüllt verkauft, weil man ohnehin immer nur kleine Mengen der frisch gekochten Nüsse kauft, mehr wäre aus Transportgründen auch nicht drin (außer man hat im-

mer Plastiktüten zur Hand...). Meine Lieblingserdnuss-Verpackung hab ich aufgehoben, ein DIN A5 großer liniertes Zettel, aus einem Schulheft ausgerissen. Auf der Vorderseite ist er beschriftet mit mathematischen Berechnungen, $Q=av=b/v$ und $dQ/dV=a-b/v*v$ und so weiter. Die Rückseite trägt ein handschriftliches Liebesgedicht mit mehrfachen Korrekturen und durchgestrichenen Passagen, im Wortlaut wie folgt:

Phenomenally Irrisistible

If it's diamonds you want, I'll drag into a mine
and search until I find.
If it's furs you need to keep you warm, I'll wrestle
a bear, to keep you loving.
There's healing in your lips and I want a taste of
it.
How can I fill this empty space;
When can I find the strength each day I need to
carry on;
Tell me when I can smile again like the first time
we met.
Will I ever make it through
I keep on asking God to make it right
Your name keeps ringing at night and it echoes
of the wall
I want you so bad, Adah
The time is now
Cuz I keep missing the taste of your tongue and
chocolate lips
My heart desperately in search of love and I thank
my stars for your visit
It hurt me that day as I said goodbye to you
Nobody knows how much I love you
Only God can find that out.

Eine schnöde Erdnussverpackung, so banal und doch so schön gleichzeitig.

Gegrillte Plantains (Kochbananen) oder Kokosnuss wird in Zeitungspapierfetzen gehüllt, obwohl man den verpackten Inhalt ja direkt isst, ob Druckerschwärze wohl ungesund ist?!?

Warmes Essen aus der Garküche kann man auch mitnehmen, mit Ausnahme von Fufu oder Banku, das wäre mit der Suppe schon etwas arg kompliziert. Über einen Plastikteller wird eine dünne Cellophanfolie gespannt, das gewünschte Essen wird darauf gehäuft, danach werden die Ecken der Folie zusammengeführt und verzwirbelt. Dann wird das Ganze in Zeitungspapier gewickelt und in einer dünnen Plastiktüte mitgegeben. Noch absurder wird das bei Kenkey, da werden die Maisbällchen in ne Tüte gepackt, die Soße in ne extra kleine Tüte gelöffelt und zugeknotet und gemeinsam mit dem Fisch in noch ne Plastiktüte gepackt.

Meine Lieblings-Garküchen-Mami hat immer holländische Zeitungen, um der Kuriosität die Krone aufzusetzen. Gelesene Zeitungen sind hier echt was wert, eben als Verpackungsmaterial und scheinbar importiert Ghana tatsächlich Altpapier aus Europa, weil hier nicht genug davon anfällt.

* Schülerinnenfrisuren

Schulkinder erkennt man in Ghana schnell an der Schuluniform, meist orange und braun, manchmal auch rosa. Schülerinnen erkennt man aber auch am Wochenende, wenn sie keine Uniform tragen an ihren Frisuren. Es ist nämlich nicht erlaubt als Schülerin lange Haare zu tragen, weswegen alle Schülerinnen, oft schon ab der Junior Secondary School (Grundschule) millimeter-

kurze Frisuren spazieren tragen, welches ein Eingriff in das Persönlichkeitsrecht! Wettgemacht (und aufgeholt) wird das dann wohl im späteren Leben der Frauen, wenn sie in zeitaufwendigen und kompliziertesten Frisuren wetteifern

*** Anrede**

Wenn Ghanaer jemanden auf der Straße nach etwas fragen, beispielsweise dem Weg oder der Uhrzeit, dann entschuldigt man sich nicht, wie im Deutschen oder Englischen, sondern spricht die Person respektvoll mit 'massa' an. Das mutet ganz schön seltsam an und klingt in westlichen Ohren merkwürdig nach dem Zeitalter der Kolonisation, ist hier aber ganz normal und nicht mal besonders unterwürfig. Ich zucke jedes Mal innerlich ein wenig zusammen, wenn ich die Anrede 'massa' höre.

*** Fernsehen**

Fernsehen in Ghana macht wirklich Spaß, zumindest wenn man es nicht allzu oft und allzu lange muss. In allen ghanaischen Haushalten, die ich bisher kennen lernen konnte, läuft die Kiste allerdings den ganzen lieben langen Tag, das nervt dann schon, so wie jeder Fernsehsender irgendwann Nerven tötet. Spielfilme kommen oft aus Nigeria und sind klischeehaft bis zum Abwinken, für sehr einfache Gemüter gemacht. Die Bösen sind übrigens auch immer die Nigerianer in Ghana, da kann man fragen, wen man will. Eine der beliebtesten Soaps konnte ich schon mal sehen – Passions, eine US-amerikanische Produktion, wenn mich nicht alles täuscht, aber perfekt auf den ghanaischen Markt abgestimmt. Also die

SchauspielerInnen sehen genauso aus wie in 'Verbotene Liebe' oder 'Marienhof' oder so, aber es geht natürlich nicht um Schwule oder ständig wechselnde Beziehungen und Fremdgehen oder Ähnliches (man möge mir die mangelnde Kenntnis der deutschen Soaps verzeihen...), sondern darum, dass der Zukünftige eine nun doch nicht heiraten will, schluchz!!

Ganz besonders witzig ist auch die Werbung. Man merkt sofort, für welchen Markt sie produziert wurde. Geworben wird hauptsächlich für Seife, Erfrischungsgetränke oder Medikamente (in erster Linie Malaria-Tabletten und Insektenvertreibungsmittel). Während beispielsweise Schweppes und Guinness sehr professionell, international inspiriert und metropolitan wirken und mit allem Werbemitteln um Kunden kämpfen und während die Seifenwerbungen genauso klischeehaft und schrecklich sind wie in Deutschland (fröhliche, verschmutzte Kinder in weißen Wäschebergen, mit viel Sonne und Landschaft und glücklichen Eltern...), sind die Werben für Medikamente unglaublich banal und profan. Sie zeigen, wie es Menschen fürchterlich schlecht geht (die fallen dann meist um...), dann werden Tabletten genommen in aller Deutlichkeit der Dosierung und Art der Anwendung ('on the first day of Malaria, take the yellow pill, on the second day of Malaria take another pill, on the third day of Malaria take the pink pill' im Rhythmus eines einfachen Kinderliedes gesungen) und dann sieht man erleichterte, gesunde, glückliche Menschen.

In Ghana mit beinahe 50 % Analphabeten (wie ich letztes in der Zeitung gelesen habe) ist das wohl auch absolut notwendig die Dosierungen von Medikamenten so zu zeigen, auch wenn es komisch anmutet.

*** Japanischer Mittelklassewagen**

Wie viele Menschen in ein ghanaisches Taxi passen, konnte ich kürzlich am eigenen Leib ausprobieren. Wir waren mit einer kleinen Gruppe von 6 Menschen auf dem Rückweg von einem Nationalpark und es war weit und breit kein Gefährt in Sicht. Wir begannen also durch den ghanaischen Busch zu laufen, über staubig rote, erdige Buckelpisten, langsam etwas nervös angesichts der nahenden Dämmerung und der Entfernung von rund 20 Kilometern bis zum Zielort. Nach über einer Stunde Fußmarsch kam ein Taxi des Weges, besetzt mit 3 Passagieren und dem Fahrer. Aus lauter Verzweiflung haben wir uns dazugequetscht, mit 10 Leuten in einem Mittelklassewagen japanischen Fabrikats: der Fahrer, auf dem Beifahrersitz drei und hinten 6, jeweils 3 in zwei Schichten. Irgendwie haben wir dann auch die etwa 4 Kilometer bis ins nächste Dorf hinter uns gebracht, wo uns schließlich ein Tro-Tro (Sammeltaxi) aufblas.

Gemütlich – ghanaisch – gedulderfordernd – geht alles!!!

TEIL VIER

10. August 2002

Immer dann, wenn man glaubt, nur wenig könne eine noch überraschen oder gar schocken in einem fremden Land, schlägt das Unvorhergesehene mit besonderer Wucht zu, wohl um eine eines Besseren zu belehren.

Dachte ich vor kurzem noch, dass meine Taxifahrten beispielsweise langweilig und alltäglich geworden sind, so weiß ich jetzt, dass dem nicht zwangsläufig so ist.

Letzten Sonntag wollten meine deutsche Architekturkollegin Eva und ich vormittags – nach einem für ghanaische Verhältnisse traumhaft langen und seligen Schlaf, so bis halb zehn oder so – in die Stadt fahren, um eine Frühstückslokalität auszumachen. In Gedanken malten wir uns schon ein gemütliches und ausgiebiges Sonntagsbrunchen aus, am besten mit Buffett und All-you-can-eat, aber wir hätten uns auch mit bescheideneren Verhältnissen, einem Tee und Toast mit Ei oder so zufrieden gegeben, solange wir gepfefferten Fisch mit Kenkey vermeiden können. Mein Empfinden und mein Magen weigern sich noch beharrlich, das oder ähnliches als ernsthafte Frühstücksalternativen zu erwägen.

Es dauerte nicht lange und wir saßen in einem Taxi und es dauerte auch keine 10 Minuten bis wir uns in der Stadtmitte von Kumasi wieder fanden, sagenhafte 10 Minuten für eine Strecke von 10 Kilometern, die

normalerweise morgens unter der Woche eine gute halbe Stunde in Anspruch nimmt. Man benötigt nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, wie der Fahrer gerast ist. Manche seiner Fahrmanöver allerdings sprengten meine Vorstellungskraft, was auf ghanaischen Strassen machbar ist, gewaltig. Nicht nur, dass er in Schlangenlinien auf allen zwei bis drei Spuren gefahren ist, mal rechts, mal links überholend, er wollte auch nicht wirklich an roten Ampeln warten. Waren die Lichter gerade erst von grün auf rot gesprungen, ist er kräftig aufs Gas getreten, Augen zu und durch, die anderen werden schon warten. An einer anderen Kreuzung ist er kurzerhand auf die Rechtsabbiegerspur gewechselt und rechts abgebogen, nur um 100 Meter später bei voller Fahrt einen U-Turn zu machen, der uns wiederum auf die Rechtsabbiegerspur mit freier Fahrt brachte und damit über eine Kreuzung, die zu diesem Zeitpunkt von keinem normalen Autofahrer passierbar gewesen wäre. Rot ist zwar rot, aber nicht immer.

Während also für diese Fahrt das Zeit-Raum-Verhältnis dramatisch verschoben war und wir ganz unghanaisch schnell und effizient eine Strecke zurückgelegt hatten, spielte die Zeit dann auch in der Stadt selbst eine (zu) große Rolle.

Dabei ist Zeit hier eigentlich ein gänzlich irrelevanter Faktor. Die westliche Perspektive 'Zeit ist Geld', die unsere Gesellschaft und unsere europäische Welt derartig bestimmt, ist hier keinen Cent wert. Zeit ist unbeschränkt verfügbar und wird auch ungefragt vorausgesetzt. Europäisches Hetzen gibt es hier nicht. Stattdessen sieht man überall Menschen sitzen und geduldig warten, seien es nun Trägerinnen mit großen Schalen, die auf Aufträge hoffen oder Rasta-Friseurinnen, die auf weibliche Kundschaft warten. Auch an Tankstellen sitzen den ganzen Tag Arbeiter vor den Säulen, die auf

zu tankende Autos warten, hier tankt nämlich niemand selbst, hier lässt man tanken. Arbeitskraft ist einfach unglaublich billig und in genügender Anzahl verfügbar. Für meine nigelnagelneue Rasta-Frisur mit hundert von Zöpfen, die 4-6 Frauen einen ganzen Vormittag beschäftigt hat, habe ich weniger als 10 Euro bezahlt (und die Hälfte davon waren Materialkosten...). Wovon diese Menschen leben, kann ich mir kaum vorstellen, aber irgendwo kommen ja auch die 50 % GhanaerInnen her, die von weniger als einem Dollar am Tag leben, also unterhalb der offiziellen Armutsgrenze.

Aber zurück zu unserem Sonntagmorgen. Zeit spielte auf einmal eine Rolle, weil wir merkten, dass wir ganz grundsätzlich zur falschen Zeit unterwegs waren. Es war schließlich Sonntagmorgen. Die Stadt war wie ausgestorben. Wo sonst das Leben tobt, wo sich Menschen drängeln und allen nur denkbaren Tätigkeiten auf offener Strasse nachgehen, war nun Totenstille (vielleicht mal durchbrochen von Gospelgesängen, die aus den Kirchen herausschallten). Die einzigen belebten Orte waren dann auch die Eingänge vor den Kirchen, ansonsten war nicht viel los. Das hätte uns nun gar nicht sonderlich gestört, wenn nur wenigstens ein einziges Café oder Restaurant seine Pforten geöffnet gehabt hätte! Dem war nicht so, aus der Traum von dem schönen Frühstück! Wir schlenderten schließlich durch die Strassen der Innenstadt und dann auch über den zentralen Markt. Nach Essen Ausschau haltend haben wir alles gekauft, was unseren Weg kreuzte und uns einigermaßen frühstückstauglich erschien: Eis, Eier, Brot, Ananas, Maiskolben; in ungefähr dieser Reihenfolge.

Auch der Markt, sonst einer der dicht gedrängten, lebendigen und voll gestopften Orte, war vergleichsweise leer und beinahe trostlos. Wo man sich normaler-

weise kaum satt sehen und satt riechen kann vor lauter Farben, Gerüchen, Eindrücken, wo man sich üblicherweise nur sehr langsam bewegen kann, immer im Strom der Masse mitschwimmend, mangelte es Sonntags an Masse und wir waren schnell auf der anderen Seite angelangt, von wo aus wir wieder ein Taxi zurück auf den Campus nahmen, durchaus ein wenig enttäuscht vom lauen Angebot an möglichen Aktivitäten in der zweitgrößten Stadt des Landes. Sonntags ist in Kumasi nun wirklich nicht viel zu machen, außer Schlafen, Lesen, Dösen oder in die Kirchegehen.

Den Markt muss man wirklich unter der Woche besuchen, dann ist das einer der eindrucksvollsten Orte weit und breit. Der Central Market in Kumasi ist zudem einer der größten des Landes und bedeckt laut meinem Reiseführer eine Fläche von 14 großen Fußballfeldern. Und in der Tat kann man sich rasend schnell verlaufen im Gewirr der Gassen, Buden und Verkaufsständen, genauso, wie man sich nur kriechend langsam fortbewegen kann. Der Markt ist thematisch sortiert und gruppiert, was einerseits sehr praktisch ist, weil man einigermaßen zielgerichtet suchen kann, wenn man sich etwas auskennt, aber andererseits den Nachteil hat, dass man dem Markt auch nicht wieder so schnell entfliehen kann, wenn man mal in der Ecke der stinkenden Fische, lebendigen Hühnern mit gebrochenen Flügeln (damit sie nicht abhauen können...), toten Tieren, Ziegenhufen, Schweinsköpfen, Bergen von Schnecken, und sonstigem unangenehmen Getier angelangt ist. Als 'Obroni' kommt man zudem keine zwei Meter weit ohne angesprochen zu werden, von einem einfachen Hallo, über unzählige Male 'wie gehts' und 'wie heisst du' bis hin zu den direkten Kaufaufforderungen, völlig unabhängig davon übrigens, ob man so grundsätzlich mit den

feilgebotenen Waren etwas anfangen könnte. Manchmal habe ich den Eindruck, dass es den Marktfrauen und -männern auch herzlich egal ist, ob wir nun Kochtöpfe, Plastiktüten, Tomaten, Erdnussbutter, Reis, Schuhcreme, Zahnpasta, Kunsthaare, Stoffe und so weiter und so fort nun brauchen können oder nicht, es würde ihnen reichen, wenn man überhaupt kaufen würde.

Auch das europäische Bedürfnis nach 'nur mal gucken' oder 'Schaufensterbummeln' ist in Ghana völlig unbekannt. Wenn man sich mal auf den Markt durchgeschlagen hat, dann macht man das nicht nur so zum Spaß, sondern zielgerichtet und kaufentschlossen. Es passiert durchaus mal, dass man beschimpft wird, wenn man zu lange nur guckt und dann weitergeht ohne gekauft zu haben, aber das ist glücklicherweise die Ausnahme. Nur nach Preisen sollte man sich nicht erkundigen, wenn man nicht auch kaufwillig ist. Handeln ist natürlich möglich und oft auch üblich, aber nach Preisen einfach so fragen, nur mal so interessehalber eben, kommt extrem ungut an.

Der Markt hier ist so bunt, so vielfältig, so witzig, so eindrucksvoll, so dicht bepackt mit Menschen und Waren, mit Karren und Tieren, so atemberaubend, aber auch so eklig, so nervig und so anstrengend, dass man manchmal ganz froh ist, nach kurzer Zeit diesem Strudel an Eindrücken wieder entgehen zu können. Die breiten Strassen der Innenstadt mit den geordneten Läden und zweistöckigen Häuserzeilen kommt einer danach wie ein Paralleluniversum vor, eine völlig andere Welt, in die man wieder zurückkehrt. Wie wenn man aus einem Traum aufwacht und sich nicht ganz sicher ist in den ersten Sekunden, was wahr ist und was fiktiv. Einem ähnlichen Kontrast begegnet man, wenn man

in eine der zahlreichen Nebenstrassen und Gassen der Innenstadt abbiegt, die dann wieder eher an den Markt erinnern. Die geteerten Strassen werden staubig, erdig oder matschig (je nach dem Abstand zum letzten Regenguss), die Anzahl der Garküchen und Essenstände nehmen zu und auch die Anzahl derer, die auf offener Strasse arbeiten und auch zu leben scheinen.

Im Hinterhof, der zu meinem Architekturbüro führt, lebt zum einen eine muslimische Familie mit mindestens vier Kindern und mehreren Generationen unter einem Dach beziehungsweise unter einem Himmel, die im Hof kochen, sich waschen, abspülen, beten, schlafen, spielen. Zum anderen bietet eine Friseurin ihre Dienste zum Haareflechten und Frisuren gestalten an und unter dem Dachvorsprung gehen 6-8 Schneiderinnen ihrem Broterwerb nach, ohne elektrisches Licht, ohne Wind-und-Wetter-Schutz, ohne Strom, lediglich mit wackligen Holztischchen, einigen Schnittmustern und antik wirkenden Nähmaschinen mit Kurbeln.

Auf ghanaischen Strassen wird gelebt, gearbeitet, geschlafen, gekocht, da werden Haare geschoren und geflochten, da werden Schuhe geputzt und da wird auch verkauft, und nicht nur Dinge des täglichen Bedarfs, wie Fufu oder Kenkey oder gebratener Reis, oder Wattestäbchen, Seife und Zahnpasta sondern auch höchst Ungewöhnliches, wie etwa Möbel. Die ghanaischen 'Möbelhäuser', die ich bisher gesehen habe, säumen die großen Hauptverkehrsstrassen, in Kumasi sind beispielsweise zwei an der Strasse, die zum Campus (und nach Accra) führt. Jeden Morgen, wenn ich mit dem Taxi vorbeifahre, tragen junge Männer Sofas und Garnituren, Sitzecken und Kommoden, Wohnzimmer Spiegel und Schränkchen von ihrem Lager an den Straßenrand, wo sie, unter Gestänge und Planen aufgereiht zum Verkauf stehen. Von oben immerhin noch eini-

germaßen gegen leichten Regen geschützt, was allerdings beim leichtesten Windhauch auch hinfällig ist, weil die Verkaufsarrangements ja seitlich offen sind, stehen die guten Stücke einfach so auf der roten, staubigen Erde. Was mit den schön arrangierten Wohnzimmern auf offener Strasse passiert, wenn mal ein Platzregen runtergehen sollte, würde ich ja gerne mal sehen.

Die Übergänge zwischen drinnen und draußen sind also im ghanaischen Leben fließend, genauso fließend wie die Übergänge zwischen Stadt und Land. Selbst die größten Städte des Landes, Accra (mit immerhin etwas metropolitanem Flair) und Kumasi haben mitunter einen dörflichen Charakter, wenn man überall Ziegen und Hühner frei rumlaufen sieht, wenn man die teils sehr improvisierten Behausungen sieht, wenn man immer wieder über unversiegelte Flächen von roter Erde stolpert, wenn man nachts mit Grillkonzert und Froschgequacke einschlüft, wenn man kaum hohe Häuser mit mehr als zwei Geschossen sieht. Vielleicht kommt mir das auch nur so vor, weil meine Wahrnehmung die Kategorie 'städtisch' einfach anders belegt hat. Ich stelle fest, dass Stadt für mich sehr viel mit Atmosphäre zu tun hat, mit Architektur, mit hohen Gebäuden, mit der Abwesenheit von Nutztieren, mit der künstlichen oder mindestens menschengemachten Gestaltung, vor allem eben Gestaltung und nicht nur Behausung aus Gründen der Not. Hier gibt es einfach auch viele gebaute Strukturen, die zwar von Menschen gemacht sind, aber doch so wild, teils verfallen, teils überwuchert, teils improvisiert, teils notdürftig gestückelt und selbstgemacht wirken, dass ich es kaum mit Architektur in Verbindung bringen kann, also etwas, das durch die Hände von ArchitektInnen gegangen ist. Die baulich-räumliche Umwelt ist hier so extrem unterschiedlich, wie wohl

auch die Schere zwischen reich und arm extrem ist. Alle, die es sich leisten können, beschäftigen eben ArchitektInnen (die hier übrigens höchst angesehene und wohlhabende Leute sind...) und lassen sich ihre Häuser bauen, statt selbst zu werkeln. Die 'do-it-yourself'-Baumarkt und Ikea-Vernarrtheit würde hier sicher auch niemand verstehen. Wer sich Möbel leisten kann, leistet sich automatisch auch Schreiner und die entsprechende Dienstleistung.

Mag sein, dass mein Blick auf die gebauten Strukturen und der Unterscheidung in Architektur und Nicht-Architektur arrogant ist, aber mein Eindruck ist nun einmal so.

Auch die Architekturauffassung ist eine komplett unterschiedliche, wenn ich vergleiche, was die Architekten in meinem Büro als 'schön' oder gelungen oder ästhetisch empfinden und was ich gestalten würde, wenn ich die Freiheit der Entscheidung hätte. Alle Zeichnungen bei uns im Büro haben eine unglaubliche Kitsch-Ästhetik und Lego- und Modelleisenbahn-Optik. Da werden dann in die handkonstruierte Perspektive eines Wohnhauses noch romantisch verklärt Vögelchen und Himmel und Wolken reindrapiert und am besten noch in Quatschfarben aquarelliert. Auch die Art und Weise wie bei Quink Architectural Consultancy (wie mein Büro heißt) entworfen wird, ist eigentlich gar nicht mein Ding. Sie haben so ein paar Standardentwürfe, die dann ohne Beachtung der lokalen Begebenheiten einfach zum x-ten Male kopiert, ein wenig verändert und undurchdacht und inkonsistent hingehudelt und gepusht werden. Dass Stützen vielleicht besser auf einem Raster stehen, dass man vielleicht Gebäudekanten aufnimmt, dass man auf die Umgebung und den Lageplan eingeht, scheint bei Quink noch nie jemand gehört zu haben. Ob das nun typisch ghanaisch ist, kann ich über-

haupt nicht beurteilen, aber dass bestimmte Dinge keine Rolle spielen, kann ich sehr wohl sehen, einfach im täglichen Leben. Treppen sind hier so oft gebaute Katastrophen, mit unterschiedlich hohen Stufen, mit extrem unterschiedlich langen Treppenläufen, mit kurzen Stufen, schrägen Stufen, mit unachtsam entworfener Knicklinie, alles in allem macht das selten einen geplanten Eindruck auf mich. Und als ich letzte Woche anfangen durfte Treppenhäuser für das Projekt der Erweiterung der Unigebäude in Cape Coast zu entwerfen, habe ich auch einen Einblick bekommen, warum Treppen wohl meist so aussehen müssen. Von Knicklinien der Treppenläufe und der Verschiebung um eine Stufe hat mein Büro noch nie was gehört und das wollten sie auch so nicht entworfen haben. Raumhöhen müssen auch immer nach den Treppen entworfen werden (und nicht anders herum), weil man keine Steigungen der Treppenstufen von 172 Millimetern beispielsweise planen darf. Unser Chef meint dazu immer nur, das könnten die Bauarbeiter hier nicht und deswegen hätten sich Steigungen von 150 Millimetern bewährt, weil das könnte man wenigstens herstellen. Wenn ich hier Treppen sehe, muss auch das bezweifelt werden, aber ich denke oft, dass das nichts mit der Fähigkeit der Herstellung zu tun hat, sondern eher mit dem Willen und der Einsicht, dass etwas wichtig ist oder nicht.

Aber wahrscheinlich ist mein Blick auf die Architektur hier auch deshalb ein wenig getrübt, weil die Arbeit bei Quink ganz schön öde ist. Eigentlich entwerfe ich eben nicht, sondern male existierende Handzeichnungen mit dem Computer ab. Und wenn dann die Vorlagen nicht ganz eindeutig sind und Entscheidungsspielraum vorhanden ist, dann bringt es nur selten etwas, den zu nutzen. Denn spätestens wenn der Chef das nächste Mal drauf guckt, muss ich ohnehin alles wieder nach sei-

nem Gusto umändern, völlig egal, ob das Sinn macht, oder nicht. Sein letztes Argument, wenn ihm sonst nichts mehr einfällt, ist dann immer, dass man das in diesem Land so eben nicht machen könne. Er will halt Rechthaben und in letzter Instanz alles kontrollieren und entscheiden, aber diese Hierarchie ist hier auch völlig normal.

Ghana ist insgesamt sehr hierarchiegläubig und Angestellte sind oft auch Untergebene und ducken dementsprechend. Von gleichberechtigtem Arbeiten oder von eigenen Entscheidungen kann da leider keine Rede sein und das nervt mich etwas, würde ich doch gerne auch selbst gestalten oder mindestens das Gefühl haben ernst genommen zu werden und mitgestalten zu können. Aber manchmal bin ich hier eben nur die Zeichmaschine, eben nur die Praktikantin im typischen Wortsinne.

TEIL FÜNF

23. September 2002

Lange, lange ist es her, dass die letzten Geschichten aus Ghana ins Land und von meinem Hirn durch den Computer und einige Tausend Kilometer Kabel nach Deutschland gingen. Das liegt nun nicht daran, dass ich plötzlich schreibfaul geworden wäre, oder es nichts mehr zu erzählen oder erleben gäbe (ganz im Gegenteil), sondern dass ich in den wundervollen Genuss des Besuches meines Liebsten gekommen bin. Dreieinhalb schöne und aufregende Wochen lang habe ich also mit Christian gemeinsam in Ghana verbracht, vieles neu entdeckt und altbekanntes neu erlebt, durch die Augen und die Perspektive des frisch aus Deutschland importierten Obroni. Da blieb nicht viel Zeit für das Abhängen in virtuellen Räumen.

Während wir in der ersten Woche in Kumasi blieben und ich brav in der Arbeit blieb, konnte ich meinen Chef davon überzeugen, dass er nichts davon hätte, wenn Christian alleine durch Ghana reiste und eine arme, liebeskummer- und sehnsuchtsgeplagte Praktikantin missmutig und widerwillig bei ihm im Büro säße und Dienst nach Vorschrift verrichtete. Es sollte in den Norden Ghanas gehen, in die afrikanische Wildnis, die 'Terra Incognita' (wie meine Reiseführer nicht zu unrecht behauptet), zu den islamischen Moscheen, in die Grassavanne, zu den Rundhütten und den besten Yams des Landes.

Als Ausgleich habe ich versprochen, eine Woche länger als geplant bei ihm im Büro zu arbeiten. Zum einen hatte ich ohnehin nach Ablauf des Praktikums gute 10 Tage fürs Rumreisen eingeplant und zum anderen bin ich ja auch pflichtbewusste Deutsche, die nicht immer aus ihrer Haut kann, auch wenn sie das gerne öfter mal wollte.

Erst in der dritten Woche war ich frech und mutig genug über meinen Schatten zu springen und meinem Chef zu eröffnen, dass er – leider, leider – noch eine weitere Woche der Entbehrung hinnehmen und mich gemeinsam mit Christian nach Cape Coast und in den Süden fahren lassen müsse. Und weil Frechheit siegt, zogen wir also zuletzt los gen Süden, an die Küste, an die traumhaften kokospalmengesäumten Strände, zu den Sklavenburgen und ins metropolitane Accra, von wo aus Christian am 10. September nachts wieder Richtung Deutschland startete (und bei der Landung an diversen Flughäfen am 11. September bestimmt einigem Sicherheits- und Gedenkterror ausgesetzt war...).

Die Reise in den Norden

Von Kumasi aus, das ja nun bereits 280 Kilometer nordwestlich von Accra im Landesinneren liegt, hat uns das ehemals staatliche, privatisierte Busunternehmen Vanef-STC mit kaum zu glaubender Pünktlichkeit und Effizienz sicher und schnell nach Tamale transportiert. Kaum zu glauben deshalb, weil zwar alle GhanaerInnen total auf den STC schwören und ständig von dessen Schnelligkeit, Sicherheit und Komfort schwärmen, ich allerdings etwas vom Pech geplagt eher unangenehme Erfahrungen mit dem STC, zumindest auf der Strecke Kumasi-Accra machen musste. Die Verheißung, in 4-5 Stunden Kumasi-Accra zu bewältigen ist nur bei meiner allerersten STC-Fahrt in Erfüllung gegangen, jede

weitere Fahrt dauerte immer noch eine Stunde länger, bis hin zu unerträglichen 9 Stunden für schlappe 280 Kilometer. Geplatze Reifen, verspätete Abfahrten, unendliche Staus haben die 4-5 Stundenmarke noch fast jedes Mal vereitelt.

Aber positive Überraschungen wie die nach Tamale nimmt mensch natürlich gerne hin. Der erste Pluspunkt für den STC im Rennen um unsere Gunst. Weitere sollten folgen.

Wir waren keine zwei Minuten in Tamale angekommen, als wir bereits die Nervensägen um uns geschart hatten, die uns für den Rest unseres Aufenthalts in Tamale nicht mehr in Ruhe lassen sollten. Was genau Rauf und seine Schuhputzergang von uns wollten, hat sich uns leider nicht erschlossen, nicht einmal nach mehreren Tagen intensiven Nachforschens. Und sie wichen nicht von unserer Seite, folgten uns auf Schritt und Tritt, nervten mit Informationen, die wir gar nicht wissen wollten, fragten uns dies und das und ließen uns kaum eine Sekunde unbeobachtet. Unser Hotel wurde so zur Oase der Ruhe für uns, sobald wir nämlich einen Fuß vor das Hotel setzten, waren sie sofort zur Stelle, wussten auch alle, dass Rauf unser Freund ist und binnen weniger Minuten war auch er selbst da. Ein perfekt organisiertes Informationsnetzwerk. Lediglich als wir auf dem Rückweg nach Kumasi den notwendigen Zwischenstopp in Tamale einlegten und in einem anderen Hotel Quartier bezogen als beim ersten Mal, benötigte Rauf etwa 12 Stunden, um uns auszumachen.

Es war schon ungewöhnlich, wie sehr sich diese Jugendlichen an unsere Fersen hefteten. Dass uns Kids manchmal hinterherliefen, hielten wir bereits für normal, weswegen wir über Raufs Erscheinen zunächst nicht sonderlich überrascht waren. Er und sein Freund

geleiteten uns zum Hotel unserer Wahl. Als allerdings nur Christian von der Zimmerbesichtigung wieder zum Check-in erschien, waren sie bereits zutiefst enttäuscht. Sie wollten mir doch unbedingt einige Worte der lokalen Sprache Dagbani aufschreiben. Christian vertröstete sie und sie besorgten sich das scheinbar nötige Trostpflaster auch selbst, indem sie Christian die Geschichte von dem langen Weg zurück in die Stadt auftischten, wofür sie jetzt Geld benötigten. Wir waren etwa eine Viertelstunde gelaufen und es kann mir niemand weismachen, dass diese Naseweise wirklich mit dem Taxi zurückgefahren sind, aber Christian war nicht nur müde, sondern auch des Diskutierens um Centbeträge müde und gab ihnen, wonach sie verlangten. Damit dachten wir, sei die Angelegenheit erledigt. Doch dem war nicht so. Wir stolperten über Rauf und seine Gefolgschaft bereits am Nachmittag wieder, als wir nach einem kurzen Mittagsschlaf eine erste Runde durch die Stadt drehen wollten. Es wäre auch ehrlich gesagt schwierig gewesen, uns in einer Stadt, deren Zentrum um die Grosse Moschee herum nicht sonderlich weitläufig ist, zu verpassen. Da waren wir aber bereits in der Obhut des nächsten Ghanaers. Abdul war einer der netten „Hello, how are you?“-GhanaerInnen, die einer immer mal wieder auf der Strasse begegnen. Sie fragen nach Namen, Wohlbefinden, dem Hintergrund des Aufenthalts in Ghana, sie zeigen einem die Stadt, den nächsten Rest Spot oder die beste Chopbar, mensch unterhält sich ein wenig über Gott und die Welt, über die gastfreundlichen Ghanaer und die rigide Einwanderungspraxis und Abschottungspolitik der EU, um sich dann fröhlich und höflich wieder voneinander zu verabschieden.

Mit Adul und seinen ebenso fußballbegeisterten Freunden Kamal und Mahafuzu, die mehr deutsche Fußballer aufzählen und den richtigen Vereinen zuordnen

konnten, als wir, entwickelte sich eine nette Beziehung. Wir besuchten sie zu Hause, versuchten einige Worte auf Dagbani mit Eltern, Grosseltern, Tanten, Cousins und sonstigen Verwandten zu wechseln, unternahmen kleine Touren durch deren Wohngebieten, schossen Erinnerungsfoto um Erinnerungsfoto, diskutierten über Chancengleichheit, Gerechtigkeit, über kulturelle und gesellschaftliche Unterschiede, beobachteten Abduls Ersatzmutter beim Stoffweben (seine Mutter ist vor einigen Jahren gestorben), suchten selbst Farben für den eigenen Webstoff aus, den ich mir machen lassen wollte und zogen durch Tamale.

Die Interaktion mit unseren ghanaischen FreundInnen machte unseren Aufenthalt in Tamale zu einem echten Erlebnis. Denn eigentlich gibt es in Tamale sonst nicht viel zu sehen. Eine ghanaische Stadt eben, mit den üblichen Chopbars, dem obligatorischen Strassenleben, der etwas chaotischen und ungeordneten Stadtstruktur. Und doch ist manches anders. Ich weiß gar nicht mehr ganz genau, woran ich das festmachen würde, aber die Atmosphäre strahlte selbst für mich nach wochenlangem Ghana-Aufenthalt etwas aufregend Neues aus. Der Norden scheint afrikanischer und echter, weniger den Einflüssen der industrialisierten Welt ausgesetzt.

Die Luft ist trockener trotz Regenzeit, es ist heißer, die Vegetation ist wesentlich niedriger und es gibt mehr rote Staubpisten, auch direkt in der Stadtmitte. Die Moschee beherrscht das Stadtbild mit ihren hoch hinauf ragenden vier Minaretten. Andere Lebensmittel liegen zum Verkauf aus, es gibt kaum noch Fisch zu essen, die Chopbars bieten andere Gerichte an und selbst Yams schmecken anders, weniger kartoffelig und mehr nach Maroni. Und die Menschen sind natürlich anders als im Süden. Die Männer tragen traditionell keine togaartigen Gewänder mehr, sondern Kaftans, lange bunte

Hemden bis zu den Knien mit Hosen darunter, oft auch gehäkelte Wollkappchen auf dem Kopf. Die Frauen tragen mehr Kopftücher, allerdings würde es einer Ghanaerin nicht im Traum einfallen, sich von Kopf bis Fuß in irgendwelche Kutten zu hüllen, nur weil das Männern in anderen islamisch dominierten Regionen der Welt so vorschwebt. Die Tücher um den Kopf sind kunstvoll gewickelt und eher modisches Accessoire statt Kleiderkodex. Und selbstverständlich kann frau dazu ein T-Shirt mit Spaghettiträgern kombinieren oder einen Rock mit Schlitzen bis übers Knie tragen. Sehr sympathisch, wie ich finde!

Die ghanaischen Moslems sehen wohl auch insgesamt ihre Religion eher locker, eine angenehme Abwechslung, wenn mensch aus dem christlichen Süden des Landes kommt, wo sich einer durchaus mal ein fundamentalistischer Religionseindruck aufdrängen kann. Diese relaxte Einstellung zum Islam findet aber nicht überall Zustimmung. Zumindest lag bei unseren Freunden in Accra, von denen auch einige Moslems sind, eine Broschüre zur Koraninterpretation und zum „richtigen“, islamischen Leben rum, die mit den mahnenden Worten beginnt, dass einige moslemische GhanaerInnen das mit ihrer Religion nicht so ganz verstehen würden und sie nicht ernst genug nähmen, weswegen die Broschüre also Aufklärungs- und Erziehungsarbeit leisten will.

Ich finde das wiederum sympathisch mit Religion so entspannt umzugehen, wie das in der Northern Region den Anschein hatte.

Fahrräder bestimmen das Stadtbild von Tamale, es gibt sogar richtige Fahrradwege! Im Gegensatz zum Süden, wo kaum Rad gefahren wird, weil die Menschen das als zu ärmlich ansehen und dann lieber gleich ein Auto

besitzen wollen, wenn schon Besitz aus Metall, sei es auch noch so ein Schrottkübel, sind Fahrräder im Norden beliebte und praktische Fortbewegungsmittel. Es sind bemerkenswerterweise fast ausschließlich Damenräder unterwegs, weil die typische Herrenkleidung mit Hemden bis zu den Waden das wohl erfordert.

Mensch merkt sehr schnell, dass der Norden Ghanas weniger entwickelt und ärmer als der Süden ist, mit allen Vor- und Nachteilen: die Menschen sind natürlicher geblieben und noch netter, dafür kämpfen viele ums nackte Überleben, die Infrastruktur hört faktisch in Tamale auf und mensch möchte manchmal fast weinen, alleine vom Hingucken und Mitleiden. Europa ist meilenweit entfernt und das nicht nur geographisch.

Nach zwei Tagen Tamale wollten wir uns schließlich weiter in die Upper West Region wagen und auf dem Weg nach Wa, der Regionalhauptstadt, noch Station in Larabanga machen, ein kleines Dörfchen, das die älteste Moschee Ghanas beherbergt.

Leider begann die Abreise von Tamale nicht wirklich so, wie wir uns das so schön vorgestellt hatten. Ich war der festen Überzeugung, dass wir einfach zur Trotro-Station gehen und in den nächsten Wagen Richtung Larabanga steigen könnten, schließlich fahren Trotros kreuz und quer in allen nur erdenklichen Größen, Zuständen und Fabrikaten durchs ganze Land. Die Idee, meine Ghana-Erfahrungen aus dem Süden eins zu eins auf den Norden zu übertragen, erwies sich als gemeine Fehleinschätzung: nach Larabanga traut sich genau ein Busunternehmen einigermaßen zuverlässig, was übrigens immer noch nicht sonderlich zuverlässig ist. Aber immerhin bietet die OSA einen Ticketvorverkauf und zwei Busse am Tag an, einen früh um 6 Uhr und den

zweiten nachmittags um 15 Uhr. Wenn wir das also gewusst hätten beziehungsweise wir uns am Vortag darum gekümmert hätten, wären wir wahrscheinlich ziemlich deutsch und effizient weitergereist, wohl mit ein bißchen üblicher Verspätung – ghanaiian time eben – aber doch vergleichsweise wie am Schnürchen.

Aber das wusste ich mit meiner „ich-weiss-schon-wie-Ghana-funktioniert“-Arroganz zu vereiteln, Christian wollte sich nämlich noch erkundigen gehen im Vorfeld und ich hab ihm das ausgedet und als nicht notwendig abgetan. Wir waren zwar durchaus früh am Bus-terminal, aber dann doch nicht so früh, es war vielleicht kurz nach halb neun. Den halben Tag musste ich daraufhin mit ein wenig Geläster leben, ich wäre selbst schon Ghanaerin geworden, die die typisch ghanaische Vereitelungsstrategie schon ganz gut drauf hätte. (GhanaerInnen haben nämlich so eine Eigenart, ganz subtil und ungewollt, aber doch recht erfolgreich im Endeffekt gut durchorganisierte Pläne zu vereiteln. Das geschieht meist so ganz nebenbei, mensch merkt es kaum und ehe es Abend wird, hat mensch nichts von dem geschafft, was angestanden wäre oder mensch gerne gemacht hätte. „Ghanaische Vereitelungsstrategien“ haben Eva und ich das im Scherz immer genannt, wenn wir zum Beispiel gemeinsam in Accra waren und dachten, wir könnten an einem Tag Bücher kaufen, ins Internetcafe und danach an den Strand gehen. Unsere ghanaischen Freunde wussten das meist zu vereiteln, mit einem gut gemeinten und freundlichen „wartet doch noch ein bisschen, dann bring ich euch“ oder dergleichen und schwuppdiwupp waren all unsere schönen Pläne vereitelt. Nie aktiv verhindert, nur subtil vereitelt.)

Der Busbahnhof in Tamale ist echt ein beschissener Ort, vielleicht liegt das aber auch daran, dass wir dort einfach zu viel Zeit verbringen mussten. Wir versuch-

ten unser Glück zunächst noch mit einem Trotro, zu dem uns unsere kleinen ghanaischen Nervensägen brachten und das uns auch Tickets verkaufte, aber es ging einfach nichts vorwärts. Nach anderthalb Stunden Warten erfuhren wir endlich (und das auch nur auf beharrliche Nachfrage, nicht etwa einfach so...) dass unser Trotro zwar schon da wäre, aber leider nicht fahrtüchtig, es sei der Wagen da hinten auf dem Feld, der gerade repariert würde und er würde auch sofort nach erfolgreicher Reparatur loslegen, aber auf eine verbindliche Uhrzeit konnte sich natürlich niemand festlegen. Wir ergaben uns unserem Schicksal, kehrten an die Busstation zurück, kauften OSA-Tickets für den Nachmittagsbus und warteten und warteten und warteten. Eigentlich hatte ich gedacht, ich hätte bereits Geduld gelernt in Ghana, aber das war dann doch ein bißchen viel verlangt. Vielleicht hätten wir uns auch einfach aufraffen und trotz schwerem Gepäck den nächsten Rest Spot aufsuchen und in Ruhe Cola trinken sollen, aber dazu fehlte uns der Elan. Also: Busbahnhof. Zwischen wartenden Großfamilien, Unmengen an Gepäck, direkt vor den stinkenden Klos sitzend, weil da am meisten Platz war (warum wohl!?!), schwitzend (mein multifunktionaler Funkwecker zeigte 31,4 Grad im Schatten an), immer wieder von Bettlern heimgesucht und von kleinen Jungs umgeben, die ständig dieselben Informationen von uns erfragten: Name, Alter, Adresse, Geld, Grund des Aufenthalts und so weiter und so fort, beinahe Ewigkeiten.

Es war auch keineswegs so, dass die OSA, Omnibus Service Authority mit vollem Namen, etwa annähernd pünktlich abfahren wollte. Auch wenn der entsprechende Bus schon seit Stunden rumstand, wollte einfach niemand mit dem Einladen beginnen, wir wurden vertröstet und vertröstet und schlappe 8 Stunden, nach-

dem wir das erste Mal an diesem Tag am Busbahnhof aufgerockt sind, saßen wir auch schon in einem Bus, der zum Bersten vollgestopft war mit allem nur erdenklichen, aber hauptsächlich mit Menschen und Yams. Der Mittelgang des Buses war nicht wie beim STC mit Sitzen zum Runterklappen versehen, sondern wurde mit stehenden Menschen aufgefüllt, ist ja auch wesentlich ökonomischer.

Da dieser Tag einfach unter keinem guten Stern stehen wollte, waren wir keine 10 Kilometer gefahren, als ein Reifen unter erstaunlich leisem Pfffffft seinen Geist aushauchte. Aber ne halbe Stunde am Straßenrand ist auch nett, der untergehenden Sonne über die Gras- und Baumsavanne hinterher blickend, sehnsüchtig – ach, wir könnten schon da sein und im Gasthaus gemütlich Drinks schlürfen. Nach einer Stunde Fahrt bogen wir von der geteerten Strasse auf eine rot-staubige Schotterpiste ab. Wir hielten faktisch an jeder noch so kleinen Siedlung und manchmal auch an Stellen, die in der tief-schwarzen afrikanischen Nacht nach „middle-of-nowhere“ aussahen, aber irgendwie haben ja immerhin die Aussteigenden den richtigen Ort erkannt, also muss da wohl auch was gewesen sein. Menschen stiegen aus, Yams stiegen ein und umgekehrt. Bei jedem Schlagloch bohrte sich der Vordersitz in meine Kniescheiben, aber immerhin konnte ich meine Beine in zwei verschiedene Stellungen bringen. Wie sich Christian auf diesen Sitzplatz neben mir gefaltet hat mit seinen beinahe 2 Metern ist mir ein Rätsel, ich will es aber besser auch nicht wissen. Um kurz nach 20 Uhr waren wir in Damongo angekommen, es waren nur noch 15 Kilometer bis Larabanga und wir wurden hoffnungsfroh, hatten wir das Erreichen von Larabanga an diesem Tag doch kaum noch für möglich gehalten. Und es gelang uns auch – trotz der nächsten ghanaischen Vereitelungs-

strategie. Der Busfahrer verschwand nämlich auch über die halbstündige, wohl übliche Damongo-Pause hinaus. Also warteten wir wieder, umringt von kleinen Jungs, die uns Euromünzen abschwätzen wollten, aber sonst ganz umgänglich und nett waren und sogar ein bißchen Mitleid für unsere missliche und müde Lage übrig hatten. Um halb elf schließlich kam nicht etwa der Busfahrer von seinem Bier zurück oder von seinem Verwandtenbesuch oder was auch immer ihn in Damongo festhielt, sondern unsere Rettung erschien in Person von Hussein Salia, einem der beiden Salia Brüder, die das einzige Gasthaus in Larabanga betreiben. Er war auf einer Beerdigung in Damongo gewesen und hatte neben seiner Mutter, seiner Tante und einer weiteren älteren Dame noch ein Eckchen Platz in seinem schrottreifen Auto und nahm uns also mit nach Larabanga. Traumhaft, ein Bett! Und noch traumhafter, wir haben sogar noch was zu Essen gekriegt, auch wenn es ein Eier-Sandwich mit Zuckerbrot war, das fast ein wenig wie süßer Hefezopf schmeckt und eigentlich so gar nicht zu gebratenen Eiern passen mag, aber es war traumhaft überhaupt was zu essen zu kriegen zu dieser späten Stunde.

Zwei Nächte blieben wir unter der Obhut der Salia Brothers. Im Gegensatz zu wohl allen anderen TouristInnen, die den weiten Weg nach Larabanga hinter sich gebracht hatten, waren wir gekommen, um die Moschee zu besichtigen, das Leben in einem Dorf des ghanaischen, islamischen Nordens kennen zu lernen und etwas über Kultur, Baukultur, Lebensweise, Probleme und Freuden der lokalen Bevölkerung zu erfahren. Alle TouristInnen fahren eigentlich nach Mole, in den wohl bekanntesten Nationalpark Ghanas, der nur noch 5 Kilometer entfernt liegt und machen nebenbei einen kurzen Zwischenstopp bei der Moschee. Die

Salias waren die ersten, die verstanden, dass wir nicht nach Mole wollten und nahmen das mit Begeisterung und Wohlwollen zur Kenntnis. Kurzerhand wurden wir zu Ehrengästen erklärt und rund um die Uhr umsorgt und betüdelt.

Das Gasthaus ist der Versuch der Salia Brothers von der touristischen Attraktion Mole zu profitieren. Die Kommune ist zwar durch den Nationalpark eingeschränkt in ihren angestammten Rechten, beispielsweise zu jagen und Holz zu schlagen, hat aber keinerlei Anteil an dem Geldsegen, den die Besucher bringen, da der Park unter nationaler Verwaltung steht und die Gelder aus Eintritt, Hotel, Souvenirs etc. zurück nach Accra fließen und den Norden nie wieder sehen. Vor wenigen Jahren entstand daher unter Federführung und Initiative der Salias das Gasthaus, das komplett in traditioneller Bauweise erstellt ist und dem Dorf so nicht nur Einkommen und Entwicklung beschert, sondern den Reisenden auch die lokale Kultur und Baukultur greifbar nahe bringt und erlebbar macht. Und was für ein Erlebnis, mal in einer traditionellen Lehmhütte zu schlafen, die Rundhölzer des Dachaufbaus von unten zu sehen, die y-förmigen Holzstützen in den Zimmerecken konstruktiv zu analysieren (sie stehen nämlich selbständig neben der Lehmmauer und tragen nur das Dach), Wasser aus dem Tank im Hof zu schöpfen, den Regen durch das Strohdach über dem Hof tropfen zu sehen, auf dem Flachdach abzuhängen, wo traditionell Erdnüsse zum Trocknen ausliegen, unter dem Moskitonetz zu schlummern und sich ein Himmelbett vorstellen und das Plumpsklo in Kauf zu nehmen.

Bei beginnender Dämmerung ist das Dorf unglaublich atmosphärisch, wie überhaupt die Zeit zwischen halb sechs und sieben in Ghana ein sehr faszinierendes Schauspiel bietet. (Und das mal ganz unabhängig von

der in ganz Afrika sehr populären Guinness-Werbung, die mit den Worten beginnt, dass 6 Uhr in Afrika eine ganz besondere Zeit wäre, nämlich das Ende des Arbeitstages, wo die Menschen sich erholen, Kraft für den nächsten Tag sammeln und ihre Erfahrungen bei einem Bier austauschen. Übrigens bietet die Fernsehwerbung den Anblick von jung-dynamisch-erfolgreichen, gutaussehenden, biertrinkenden Männern ohne Bierbauch, Frauen kommen fast ausschließlich als Kellnerinnen vor, aber das nur am Rande.) Die halbe Stunde von halb sechs bis sechs ist in rotgoldenes Licht getaucht und von sechs bis sieben hat das Licht einen trockenen, morbiden Charme, eigentlich schon dunkel und eigentlich noch nicht, ein braunes Licht, dunstig von den Rauchschwaden unzähliger Kochtöpfe, dann ins graublau tendierend und schließlich tiefschwarz werdend. Nachts leuchten die Sterne, auf dem Klo raucht eine Moskitoabwehrspirale vor sich hin und die Stechbiester sterben tatsächlich so theatralisch von dem Rauch, der an Räucherstäbchen und Indien erinnert, wie die Fernsehwerbung für „mosquito coils“ trickfilmartig zeigt. Morgens zwischen 4 und 5 Uhr beginnen die Ziegen zu blöken, die Hähne zu krähen und der Muezzin zu rufen – die perfekte Dorfidylle.

Es wurden zwei ruhige, gemächliche, aber keineswegs langweilige Tage in Larabanga, in denen wir die Atmosphäre und Stimmung des Dorfes in uns aufsogen, die Moschee ausgiebig bestaunten und durch das Dorf geführt wurden, in versteckte Winkel und durch schmale Gassen, in die wir uns ohne einheimische Führung nie eingetraut hätten aus Angst Privatsphäre zu verletzen.

Larabangas Bevölkerung lebt fast ausschließlich von Landwirtschaft, die meisten wohl auch in Subsistenz. Yams, Maniok, Mais, Erdnüsse werden angebaut und Ziegen und Hühner gehalten. Auf unserem Dorf-

rundgang konnten wir die Menschen beim Erdnüsse trocknen, Mais von Kolben abpulen, Fufu stampfen, Kochen und Waschen beobachten und es ist unglaublich zu sehen mit welcher Mühsal alles von Hand erledigt wird und wie gar nichts automatisiert oder maschinisiert ist. Klar, wenn Strom zwar vorhanden, aber teuer und unzuverlässig ist.

Die lokale Baukultur ist hochinteressant. Traditionell wird mit Lehm gebaut, allerdings nicht einmal mit gebranntem Lehm, sondern lediglich mit sonnentrocknetem, was leider nicht sonderlich zur Stabilität und Dauerhaftigkeit beiträgt, wenn mensch sich die klimatischen Bedingungen und die täglichen Angriffe von Sonne, tropischem Regen, Termiten etc. auf die Baustoffsubstanz vor Augen hält. Die Häuser sind entweder rechteckig oder rund und stehen immer in einem Gemeinschaftsverbund, so dass mehrere Häuser eng nebeneinander eine Art Gehöft um einen zentralen Innenhof bilden. Im Bauprozess werden zunächst die Lehmwände hochgezogen. In den Ecken der Hütten werden Holzstämmen in den Boden gerammt, die am oberen Ende ein Y aus Astgabeln bilden. Darauf lagert dann die Dachbalkenkonstruktion, die völlig unabhängig von den massiven Wänden auf den Holzstützen lagert, was schon ungewöhnlich ist. Die Dächer sind teils flach aus einer betonähnlichen Masse oder mit Wellblech gedeckt, manchmal sind sie auch mit Stroh gedeckt mit etwa 30 Grad Neigung. Die Flachdächer sind allesamt begehbar und werden rege genutzt, zum Wäsche trocknen, zum Lebensmittel lagern und aufbereiten. Die Lehmwände der Häuser sind mit Mustern dekoriert, die wohl früher als eine Art Kalender dienten und wo die Monate und Jahre mitgezählt wurden. Heute ist das nur noch Zierde.

Uns wurde auch die lokale Schule gezeigt, die sich noch

im Aufbau befindet und die unter allen nur denkbaren Problemen – materiellen, wie immateriellen – leidet. Das Bewusstsein der kleinen Moslem-Kommune für die Notwendigkeit und Wichtigkeit von Bildung war wohl nicht sonderlich ausgeprägt, weil Bildung mit Missionarstätigkeit und damit dem Christentum verbunden wurde. Die Menschen fürchteten, dass ihre Kinder Christen würden, wenn sie zur Schule gingen. Mittlerweile hat sich das scheinbar geändert und Anstrengungen für die eigene Schule im 2000-Seelen-Dorf Larabanga werden zwar unternommen, scheitern aber an den einfachsten Dingen: Schulbänke, Türen, nicht einstürzende Wände, qualifizierte Lehrer, die nicht nur bereit sind sich in den vorletzten Winkel Ghanas zu begeben, sondern auch der lokalen Sprache mächtig sind (Wale, also bereits wieder eine andere als in Tamale). Wir haben ein wenig Geld für die Schule gespendet, uns aber gar nicht wohl in unserer Haut gefühlt, jeder Betrag, den wir spontan hätten entbehren können, sieht so lächerlich aus angesichts der Zustände dort. Absolute Hilflosigkeit legt sich einer aufs Gemüt.

Auch die Moschee von Larabanga ist trotz aufwändiger Instandsetzungsarbeiten in einem etwas traurigen Zustand. Die beiden Minarette der Moschee sind eingestürzt, obwohl sie erst 1997 unter anderem aus Mitteln der EU umfassend renoviert worden sind. Die Kommune arbeitet aber immerhin mit großem Einsatz an der Erhaltung dieses Kulturerbes.

Die Moschee ist unglaublich faszinierend und soll aus dem 15. Jahrhundert stammen. Aber wahrscheinlich ist kein einziges Sandkorn daran mehr original aus dieser Zeit. Die Geschichte der Moschee klingt nach einer wilden Mischung aus afrikanischem Aberglauben, Mythos und nach mündlicher Überlieferung, die von Generation zu Generation noch bunter und wilder wird.

Es ging etwa so: die Vorfahren kamen vor etwa 600 Jahren aus der Gegend von Womba im heutigen Nigeria (und ganz grundsätzlich aus dem Norden, also der Saharazone) und teilten sich in die drei Volksstämme Dagbani, Wale und Mamprusi. Der Prophet, der die Suche nach einem neuen Siedlungsraum anführte, machte an einem mystischen Stein Rast, der da schon immer gelegen hat und warf nachts nach seinen Gebeten einen Speer. Am Landeort des Speers sollte eine Moschee errichtet und die neue Ansiedlung gegründet werden. Und so geschah es. Später, als im 20. Jahrhundert die Strasse nach Wa gelegt werden sollte, lag der mystische Stein im Weg der optimalen Route, weshalb beschlossen wurde, dass der Stein weichen muss. Er wurde weggeräumt, lag aber am nächsten Tag ganz mystisch wieder an alter Stelle. Das geschah drei Nächte lang, woraufhin der Willen des mystischen Steins, an diesem mystischen Ort liegen zu wollen, respektiert wurde und die Strasse also in zwei Serpentina den Hang hinunter und am Stein vorbei schlängelnd gebaut wurde.

Also wenn mensch mich und meinen rationalen Verstand fragt, dann muss zum einen der Prophet ein großartiger Athlet gewesen sein, der jede olympischen Spiele locker gewonnen hätte. Zwischen dem mystischen Stein, also dem Abwurfpunkt des Speeres und dem Landepunkt, der heutigen Moschee, liegen nicht nur gute 500-600 Meter (nach meiner Schätzung), sondern auch ein Hügel und Vegetation. Und zum anderen sind meiner Auffassung nach die zwei Kurven der Strasse um den Stein herum alleine von der Steigung des Hanges notwendig, mal ganz abgesehen davon, dass die mystischen Wanderungen des Steins wohl eher nächtliche Hauruck-Aktionen eifriger Jünger gewesen sein müssen. Wie auch immer, die Menschen in Larabanga

glauben an ihre Mythen und da hilft jeglicher scharfsinniger Verstand auch nichts.

Wesentlich mehr war leider über die Moschee und die Baukunst nicht herauszufinden, trotz sachkundigem Nachfragen. Wir konnten noch die Bet-Richtung ausfindig machen, die nach unserem Orientierungssinn und ohne Kompass wohl wirklich gen Mekka zeigen musste. Über Stil, Details, Dekoration, Bedeutung und Hintergrund der Gestalt musste ich mich mit der unbefriedigenden Aussage meines Ghana-Buches, dass mensch deutlich den Einfluss und den Stil der Sahelzone ablesen könne, zufrieden geben. Unser einheimischer Führer war völlig überrascht und überfordert von derartigen Detailfragen. Der Innenraum ist für Ungläubige tabu, weshalb wir uns auf den äußeren Anblick beschränken mussten, uns wurde aber versichert, dass die Moschee von innen in der typisch traditionellen Bauweise erstellt und daher völlig unspektakulär sei.

Nach zwei Nächten in Larabanga zog es uns weiter nach Wa, wo ebenfalls eine Moschee und der Königspalast in derselben Bauweise wie die Larabangamoschee zu sehen sein sollten.

Die Reise dort hin raubt mir immer noch die Worte, es war einfach unbeschreiblich. Wir warteten gemütlich und gemächlich, nichts böses ahnend und fast ein wenig zu friedlich – die sprichwörtliche Ruhe vor dem Sturm – in unserem Gasthaus auf den OSA-Bus, der um 6 Uhr morgens aus Tamale abfährt, in Larabanga vorbeikommt und dann nach Wa weiterfährt.

Als um 11 Uhr immer noch kein Bus in Sicht war, wurden die sehr sorgenden Salias auf einmal hektisch, meinten, da wäre irgendwas schief gegangen bei der OSA

(wen wundert's?!?) und wollten uns unbedingt was Gutes tun, indem sie unsere Weiterreise in Gang brächten. Kurzerhand wurde ein Pickup angehalten und wir wurden auf die offene Ladefläche gepackt, auf der sich bereits zentnerweise Yams, Ziegel, Kanister, Blechschalen, Eimer und sechs GhanaerInnen samt Gepäck befanden. Ich weiß gar nicht mehr, wie das alles da drauf gepasst hat, aber irgendwie ging das. Aber auch nur irgendwie. Es holperte und schwankte alles, der Fahrtwind blies einer mächtig um die Ohren, die Sonne brannte ganz ordentlich und eigentlich war alles in eine riesige rote Staubwolke gehüllt, die sich mit uns gen Wa fortbewegte. Die Strasse war nämlich keine Strasse, wohlwollend vielleicht ein Weg, aber eigentlich nur ein roter Streifen zwischen den grünen Flächen, sonst unterschied sich die Piste nicht wesentlich von der Umgebung. Es ging halbmeterweise bergauf-bergab durch Schlaglöcher und Schlammlöcher, im Zickzack, um dem Schlimmsten auszuweichen und angesichts der Zustände in einer mörderischen Geschwindigkeit von geschätzten 30-50 km/h.

Die ersten 5 Minuten fand ich unglaublich aufregend und abenteuerlich. Die nächsten 5 Minuten hatte ich unbeschreibliche Angst runter zu fallen und klammerte mich panisch und krampfhaft an allem fest, was ich greifen konnte und mir stabil erschien. Christian konnte mich, obwohl er wesentlich ungünstiger „saß“ als ich und wesentlich mehr vom Runterfallen bedroht sein musste, wieder beruhigen. Die restlichen 80 Minuten Fahrt bis Sawla, wo auf einmal eine hübsche und frisch erstellte Asphaltstrasse (EU und GTZ-Förderung!!) begann und unser Pickup endete, verbrachte ich damit, mich darauf zu konzentrieren jetzt nicht zu kotzen und das Fufu, das ich noch vor Abfahrt gegessen hatte, wieder von mir zu geben. Ich wurde auf diesem Gefährt

tatsächlich seekrank. Mit festem Boden unter den Füßen ging es mir binnen einer halben Stunde wieder recht gut, wir schnappten uns die besten Plätze im nächsten Trotro nach Wa, nämlich die neben dem Fahrer, wo mensch ein wenig Beinfreiheit und Bewegungsspielraum hat und waren bereits zwei Stunden später in Wa und eine weitere halbe Stunde später in einem großartigen Hotelbett. Durchatmen! Angekommen! Hurra!

Eigentlich war Wa wirklich das Ende der Welt, wobei ich ein Zitat meines derzeitigen Lieblingsautoren Raul Zelik aus „Grenzgängerbeatz“ im Kopf habe, wo er schreibt, dass Reisende manchmal einen seltsamen Eindruck davon bekommen können, wo bei einem runden Planeten die Welt anfängt beziehungsweise aufhört. Wie wahr. Wa ist schließlich Regionalhauptstadt der Upper West Region und im Gegensatz zum Umland bestimmt das pulsierende Leben.

Das, was uns eigentlich nach Wa gebracht hatte, nämlich Königspalast und Moschee waren kaum der Rede geschweige denn eines Anblickes wert. Der alte Königspalast, der tatsächlich im Baustil an Larabangas großartige Moschee erinnert, fungiert nicht mehr als Herrschersitz. Der König von Wa, genannt Wa-Naa, ist seit seiner Ernennung zum König vor vier Jahren in einen anderen Palast umgezogen und seitdem rottet und fault der alte, schöne Palast vor sich hin, von Ziegen bestiegen, von Pflanzen umwuchert und Wind und Wetter preisgegeben.

Die Moschee wiederum steht seit den 70er Jahren nicht mehr. Die bruchreife Bausubstanz wurde abgerissen, um eine neue, moderne und größere Moschee an derselben Stelle zu errichten, die den Platzbedürfnissen der gewachsenen moslemischen Gemeinde besser entsprechen sollte. Das Verständnis für die Erhaltung von hi-

storisch interessanten Gebäuden ist nicht bis nach Wa gekommen, weder damals, noch heute.

Wir waren ganz schön frustriert, sollte der weite und beschwerliche Weg nur zu unserem Zeitvertreib gut gewesen sein? Doch es wäre nicht Ghana, wenn die Dinge nicht genau dann, wenn alles unerträglich und gemein scheint, eine positive Wendung nähmen.

Wir stromerten gerade um Palast und Moschee herum und machten einige traurige Fotos von traurigen Zuständen, als uns ein Polizist sehr aggressiv begegnete und Auskunft darüber verlangte, was wir denn da fotografierten. Christian hatte nämlich gerade die Digitalkamera auf die Müllhalde vor dem Palast gerichtet gehabt, aber doch in Ermangelung eines guten Motivs nicht abgedrückt. Der Polizist war scheinbar erzürnt darüber, dass wir Elendsbilder machten, das können GhanaerInnen nämlich gar nicht gut haben, weshalb Fotografieren mitunter sehr heikel sein kann, wie sich jetzt wieder zeigte. Doch glücklicherweise hatte Christian erstens nicht abgedrückt und zweitens konnten wir den Polizisten sehr damit beeindrucken, dass wir ihm auf dem Display die bereits gemachten Bilder zeigten. Besänftigt fragte er, wo wir herkämen. Deutschland, ach, da ist doch sein Vater gerade, verheiratet mit Erika! Er fragte weiter nach unserer Mission, was uns denn eigentlich bis nach Wa gebracht hätte, wo es doch kaum Weiße bis hierher schafften. Wir erzählten ihm von meinem Interesse an islamischer Architektur, meinem Praktikum in Kumasi, dem Aufenthalt und unseren Erlebnissen in Larabanga, woraufhin er uns anbot, eine Audienz beim Wa-Naa für uns zu organisieren. Wir sollten einfach um 14 Uhr am neuen Königspalast sein, da säße er Wache und brächte uns dann zum Wa-Naa. Eine Audienz beim König, na wenn das nichts ist!

Kurz nach zwei hatten wir den Palast gefunden, was ohne ghanaische Suchmethode (so lange Leute auf der Strasse fragen, bis mensch am Ziel ist) nicht einfach gewesen wäre. Unser Ghana-Buch spricht zwar von der generellen Möglichkeit, den Wa-Naa zu treffen, erzählt aber nichts vom neuen Palast, von Karten oder Stadtplänen mal ganz zu schweigen.

Eine Mauer entlang der Strasse mit der Aufschrift „Driving through the Wa-Naa's court is highly prohibited by authority“ öffnete sich zu einem Hof hin, wo die Wachposten aus Soldaten und Polizei im Schatten ihrer olivgrünen Zelte und einem Baum auf Bänken saßen, hinter ihnen ein Tisch mit einem Patronengurt und geladenem Maschinengewehr, das den Zweiten Weltkrieg sicher schon miterleben musste. Wir schnackten ein wenig mit ihnen, sie wussten bereits von unserem Kommen und baten uns Platz zu nehmen, bis der Wa-Naa bereit wäre, uns zu empfangen. In der Zwischenzeit boten sie uns Kolanüsse an, die im Übrigen ganz schön bitter und eklig schmecken, aber naja, wenn's wach macht...

Schließlich wurden wir zur Audienzhalle geleitet, ein einfaches und schlichtes rechteckiges Gebäude mit Wellblechdach und ohne jegliche Zier. Vor der Tür stapelten sich die Schuhe, weshalb auch wir ungefragt unsere Schuhe auszogen. Wir betraten den Raum, verbeugten uns ein wenig vor dem Wa-Naa, der rechts vom Eingang auf einem einfachen Holzstuhl saß, nicht wissend, wie mensch einem ghanaischen König angemessen ehrfurchtsvoll, aber nicht unterwürfig begegnet. Aber scheinbar haben wir uns instinktiv ganz richtig verhalten. An der linken Wand saßen etwa sieben Männer in Kaftans auf einer Holzbank, daneben zwei Plastikstühle für uns. Vor der rechten Wand lagen Teppiche, die von 15 bis 20 Männern, alt und jung gemischt, belagert wurden.

Das komplette Gespräch wurde übersetzt, der Wa-Naa sprach scheinbar kein Englisch. Er begrüßte uns ausführlich und aufwändig mehrmals, bedankte sich für unser Kommen und fragte nach unserer Mission. Ich übernahm den Dialog für Christian und mich, erklärte, dass ich als Architektin in Kumasi arbeitete und Interesse an Kultur und Tradition des islamischen Wa hätte, speziell an Baukultur und Architektur. Er erwiderte, dass er alleine an der Art und Weise, wie wir gekommen seien, sehen könnte, dass wir Interesse am Islam hätten und erzählte uns daraufhin die Geschichte des Königshauses, die sich mit der Anekdotensammlung, die wir bereits aus Larabanga kannten, auffällig überschneit.

Seine Erscheinung war nicht wirklich imposant, ein weißhaariger, etwa 60-jähriger Mann, als einziger im Raum mit Schuhen an, schlichte weiße Sandalen, ein weißes Käppchen auf dem Haupt und ein mit Stickereien verziertes hellblaues Hemd, das als einziges ein wenig Glanz ausstrahlte.

Interessant war es durchaus auch, herauszufinden, was mit dem armen, alten Palast und der Moschee passiert ist. Wenn wir die verworrene und verwirrende Geschichte richtig verfolgt und im Kopf behalten haben, dann muss es so gewesen sein, dass an exakt der Stelle, an der wir mit dem Wa-Naa sprachen, früher der allererste Palast gestanden hatte. In den 1930er Jahren ließ dann ein neuer Chief in unmittelbarer Nähe zur Moschee einen Palastkomplex nach dem architektonischen Vorbild der Moschee von Wa errichten. Dieser Palast, den wir also zunächst aufgrund der Bauweise für den alten, ursprünglichen Palast hielten, und der jetzt in einem so traurigen Zustand daniederliegt, diente tatsächlich bis vor 4 Jahren als Herrschersitz. Dann wurde er, der jetzige König, zum Wa-Naa ernannt. Er stammte aus ei-

nem Clan, dessen Könige schon immer von der ursprünglichen Stelle aus geherrscht hatten, weshalb er seinen Sitz wiederum verlegte. Der jetzt verfallene Palast war wohl nur ein Intermezzo des 20. Jahrhunderts. Solange, bis wieder ein neuer Herrscher ernannt wird, der entscheidet, dass er neben der Moschee residieren will, wird der dortige Palast eben verfallen und vor sich hin rotten. Traurig, aber wahr.

Wir ließen uns noch durch den Palastkomplex führen, der aus absolut bescheidenen, aber ordentlichen Häusern besteht, die sich traditionell um verschiedene Höfe gruppieren, durch ein Wegenetz miteinander verbunden und durch eine Mauer von der Außenwelt abgetrennt und nur durch die Audienzhalle betretbar. Verwandte und Familie des Wa-Naa leben im Palast, wohingegen gegenüber auf der anderen Straßenseite die Familie des Bruders des Wa-Naa in einer ähnlichen Anlage lebt. Es mag verwunderlich erscheinen, in welcher bescheidenen und einfachen Verhältnissen dieser König lebt. Keinerlei Prunk, keine Repräsentativität in den Bauten, nichts, womit mensch europäische Königshäuser beispielsweise verbindet. Das liegt sicher zum einen daran, dass in Ghana die Grösse eines Königs an seiner persönlichen Weisheit und Integrität gemessen wird, zum anderen aber auch daran, dass er erst seit kurzem König ist. Er selbst sagte uns, dass Menschen Zeit zum Wachsen brauchen und so auch sein Palast noch Zeit zum Reifen benötigte.

Damit verabschiedete sich der Wa-Naa in einer ebenso aufwändigen Zeremonie wieder von uns, bedankte sich für unser Interesse und Engagement. Wir bedankten uns ebenfalls für den Empfang und die Auskünfte, dafür, dass er uns Einblicke in Leben, Kultur und Geschichte der Menschen von Wa verschafft hat, er bedankte sich wieder und so ging das eine gemächliche

Weile vor sich hin. Welch ein Erlebnis!

Wesentlich mehr passierte in Wa denn auch nicht, mal abgesehen vom leckersten Red Red in ganz Ghana (frittierte Kochbananen und Bohnen) und den tollen Reaktionen der Menschen auf den Strassen von Wa: mit wie viel Fröhlichkeit, Neugierde, Staunen, Freundlichkeit und ghanaischer Gastfreundschaft sie auf uns als weiße Besucher reagiert haben, ist kaum in Worte zu fassen.

Die Abfahrt zurück nach Tamale wurde wie erwartet schrecklich, OSA ist für uns wirklich zum Synonym für Unzuverlässigkeit, notorische und sinnlose Unpünktlichkeit und sonstigen Terror geworden, den ein Busunternehmen so verbrechen kann. Natürlich stellt die Strecke von Wa nach Tamale, obwohl nicht sonderlich lang, auch kein Zuckerschlecken dar und nachdem dann endlich mal ein Bus da war, ging es in knappen 9 Stunden auch recht flott, den Umständen entsprechend.

Eine weitere Nacht in Tamale, eine weitere Busfahrt nach Kumasi (wir hatten echt erstmal genug von Bussen, egal von welchem Unternehmen...) beendete schließlich und endlich die Reise in den Norden. Kumasi empfing uns wie üblich mit Regen und (relativer) Kälte, aber es war doch fast wie nach Hause kommen. Gewohnte Strassen, zurück ins selbe Hotel, von den Rezeptionisten erkannt und herzlich empfangen zu werden, im selben Zimmer zu schlafen und die gewohnte Umgebung um sich zu haben, zu wissen, wo mensch lang läuft und wo es das beste Essen gibt. Zu Hause eben.

Und wie es in den Süden ging, will ich ein andermal erzählen.

TEIL SECHS

4. Oktober 2002

Nur noch wenige Tage bleiben mir in Ghana bevor mich der deutsche Lufthansa-Flieger nach Hause bringen, wieder der Realität aussetzen wird, nachdem mir hier oft genug alles wie im Traum erschien, oder wie meine verstorbene Oma jetzt sagen würde, wenn sie noch lebte: „jetzt fängt der Ernst des Lebens an“.

Noch wenige Tage trennen mich vom Heimflug und es ist ein seltsames Gefühl in Ghana langsam mit den Abschieden zu beginnen, zu planen, was mensch immer noch mal machen wollte, aber bisher abwinkend vor sich her geschoben hatte, mit einem gedankenverlorenen „mach ich irgendwann mal“ auf den Lippen. Damit ist jetzt Schluss und noch bevor ich Kumasi verlassen konnte, war bereits Schluss mit bestimmten Plänen.

Eigentlich wollte ich nämlich schon längst unterwegs sein, das Büro weit hinter mir gelassen haben, ebenso wie die reizende Familie, die mich in den letzten zwei Wochen beherbergt, bemuttert und äußerst professionell betüdelte hat, angefangen vom Frühstücks-Service und riesigen Portionen ghanaischer Gerichte abends, wenn ich von der Arbeit kam, bis hin zum Waschen meiner Wäsche und dem Bügeln meiner Klamotten. Ich könne ja wohl unmöglich mit diesem knittrigen Rock das Haus verlassen wollen...

Aber es kommt ja immer anders, als mensch denkt und plant. Dienstagnachmittag wuchsen die dämmernden Kopfschmerzen, die sich bereits seit ein oder zwei Tagen immer mal wieder bemerkbar gemacht hatten, zu einem regelrechten Horror in meinem Kopf an. Ich verließ das Büro ein wenig früher als gewöhnlich, auf den Computer und Autocad konnte ich mich eh nicht mehr konzentrieren, immer noch im Glauben, das wären einfach nur kleine, harmlose Kopfschmerzen. Einen Tee zuhause, ein wenig hinlegen und Rücken entspannen und ich dachte die Sache wäre gegessen. Doch alleine der Weg zur Trotto- und Sammeltaxistation ließ Schlimmes ahnen. Ich schlich Schritt für Schritt den etwa einen Kilometer langen Weg entlang, immer wieder innehaltend und die Finger an die Schläfen legend, als ob sie den Schmerz ableiten könnten. Ich weiß nicht mehr genau, wie ich es bis nach Abrepo nach Hause geschafft hab, es muss wohl irgendwas a la Schlange stehen an der Station, vielleicht 15 Minuten, dann Sammeltaxi über Schlaglochstrasse, etwa 25 Minuten mit Abendverkehr und schließlich letztes Stück zu Fuß, ungefähr 2 Minuten gewesen sein. Ich kann mich an nicht viel erinnern, nicht einmal mit welchen Leuten ich im Taxi saß, was sie geredet haben, ob Twi oder Englisch, ob sie sich mal wieder über mich unterhalten haben und dachten, ich würde das nicht mitkriegen.

Ich hab mich schnurstracks ins Bett begeben und bin die nächsten 40 Stunden auch kaum wieder rausgekrochen, von den regelmäßigen Klogängen mal abgesehen. Meine Güte, ging es mir dreckig. So etwas habe ich noch nie erlebt: da rauschten sie hinfort, alle meine schönen Reisepläne, ich konnte mir überhaupt nicht vorstellen, wie es mir jemals wieder so gut gehen könnte, dass ich die Fahrt nach Accra und den Flug nach Deutschland überleben würde, von Strand und Meer

und Bier und Rumreisen ganz zu schweigen. Zwischen-durch dachte ich fast, jetzt sterbe ich. Meine Familie faselte immer nur von Malaria. Es war mir alles egal, das Reisen, die Sehenswürdigkeiten, ein Remake meiner Rasta-Frisur, ich wollte nichts mehr, gar nichts mehr – nur dass dieser Schmerz endlich aufhört. Mensch kommt schon auf schräge Gedanken im Fieberwahn!

Natürlich ging es mir bald wieder besser und um auch meine Psyche zu entspannen, hab ich mir dann doch noch das Erlebnis ghanaisches Krankenhaus angetan, auch wenn ich bis zuletzt dachte, das könnte ich mir ersparen. Aber die Ghana-Götter haben wohl entschieden, dass ich genug gelitten hatte, denn das Okomfo Anokye Krankenhaus war ziemlich nett zu mir. Nach vier Stunden hatte ich schon ein Ergebnis in Händen, hatte den Doktor zweimal gesehen, mir Blut abnehmen lassen (ohne Umzukippen!!) und mal hier, mal da ein bisschen gewartet. Keine Malaria! Ich hätte am liebsten den netten, jungen Arzt umarmt (da hätte der bestimmt nichts dagegen gehabt, kurz darauf hat er nach meiner email-Adresse gefragt und mir auf eine Rezeptrückseite seine Telefonnummer aufgeschrieben...). Wie schön! Keine Malaria!

Wenn ich in den vorangegangenen zwei Tagen auch nur ansatzweise rational hätte denken können, wäre mir vielleicht selbst aufgefallen, dass Malaria auch wirklich unwahrscheinlich war. Ich hatte tagelang keinen Mückenstich mehr aufgesammelt, dafür brav und pünktlich jede Woche Lariam als Prophylaxe geschluckt. Und überhaupt, was wäre denn das für eine Scheiss-Idee gewesen, kurz vor Abflug noch derartig in ghanaischen way-of-life einzutauchen, noch mehr Ghanaerin zu werden als ohnehin schon, und dieselben Krankheiten zu kriegen. Ne, ne, ne, das muss nicht sein und das hatte ich ja eigentlich auch nicht verdient. (ich weiß, dass

das kein hinreichendes Kriterium dafür ist, wann wem etwas passiert oder nicht, zumindest rein logisch nicht. Aber wenn ich schon nicht Gott für Ausreden einsetzen kann, wie Kofi-Durchschnitts-Ghanaer...) Meine Arbeitskollegen im Büro konnten noch mit einer ganz aparten Theorie aufwarten: ich wäre krank geworden, weil mein Körper zwar nach Deutschland zurückwollte, aber mein Geist sich dem verweigern würde, weil ich eigentlich nämlich hier bleiben wollte im tiefsten Inneren meines Herzens und ihnen könnte ich es übrigens ruhig eingestehen. Das ist wohl deren Wunschenken. Bei mir überwiegt eher die Sichtweise des einen Auges lachend und des anderen weinend.

Nun hat sich also meine Abreise verzögert, ich bin immer noch in Kumasi und wohin ich noch überall kommen werde, steht in den Sternen. Aber ich habe beschlossen, mir nicht meine letzten paar Tage mit dem „ach, es wäre so schön gewesen wenn...“ zu versauen, sondern das Beste daraus zu machen. Und das heißt bis Montagmorgen in Kumasi bleiben, in Ruhe alle Einkäufe und Erledigungen hinter sich bringen und die sich bietende Gelegenheit beim Schopfe packen und Sonntagnachmittag ins Stadion zu gehen und das erste Spiel des Halbfinals des „Cup Winners Cup“, also der afrikanischen „Champions League“, zwischen Asante Kotoko und der kongolesischen Mannschaft anzugucken, gemeinsam mit meinem Gastvater. Auch wenn ich nun wirklich kein Fußball-Fan bin, wird das sicher ein Erlebnis, einfach weil die GhanaerInnen derartig fußballfanatisch sind, dass mensch jetzt schon die Spannung in Kumasi spüren und die Atmosphäre riechen kann. Sonntag wird sich Kumasi dann in einen österreichischen Hexenkessel verwandeln, Kotoko hat nämlich rot-weiss-rot als Clubfarben.

Eigentlich wollte ich ja noch ganz viel erzählen und schreiben, sowohl von den täglichen kleinen Beobachtungen und Alltagsdetails, als auch von der großen Reise, zweiter Teil. Aber ich sehe meine Zeit schwinden und werde daher vertrösten müssen. Aber erstens sind live-Erzählungen ja schon auch gut, zweitens gibt es dann – in zwei bis drei Wochen – auch endlich die ersten Bilder zu bewundern und drittens ist der Süden Ghanas auch gar nicht so spannend und Christian und mir ist auf der Reise gar nicht mehr allzu viel passiert, wenn mensch noch die Geschichten aus dem Norden im Ohr hat. Auch auf meinen weiteren Erkundungstouren durch den Süden gab es keine großen Abenteuer mehr, was natürlich nicht heißt, dass es nichts zu erzählen gäbe.

Die beeindruckenden und bedrückenden Sklavenburgen und ihre gruselige Geschichte, die traumhaften TUI-Katalog-Strände (hier machen die also diese großartigen Fotos mit Palmen, türkisblauem Meer, orange-

farbenem Strand und menschenleerer Weite), die kleinen beschaulichen Fischerdörfer an der Küste, wo ich mir ganz unbeschaulich meine Trekkingsandalen habklauen lassen, Trotro-Fahrt um Trotro-Fahrt, die atemberaubenden Hängebrücken über und durch den Kakum Nationalpark, die Krokodile und Webervögel in der Dschungeloase des Hans Cottage Hotel – ach ja – das eine oder andere Anekdotchen würde mir ja schon locker von den Lippen sprudeln, aber mir bleibt keine Zeit dazu.

Also: Gedulden! Die großartigste der ghanaischen Tugenden üben! Oder auf gut Twi: toabuasi.

Bald habt ihr mich wieder, meine Lieben!

Ich freu mich! Bis dahin: alles Liebe,

Kerry

